In Verbindung mit Hans Herzfeld†, Rudolf Hillebrecht, Friedrich Mielke und Alexander Mitscherlich†
herausgegeben von Otto Borst

Karl Litz, Zürich
Raumgeschichte und ihre historische Erkenntnis

Gerhard Henkel, Bochum
Siedlungsforschung und Dorferneuerung

Peter Piasecki, Herne
Schüler zu Fragen der Denkmalpflege

Jochen Wilke, Würzburg
Altstadtsanierung: zum Beispiel Karlstadt

9. Jahrgang **4/82** Kohlhammer

ISSN 0170-9364

DIE ALTE STADT

Die alte Stadt. Zeitschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie und Denkmalpflege

In Verbindung mit Hans Herzfeld †, Rudolf Hillebrecht, Friedrich Mielke und Alexander Mitscherlich † herausgegeben von Otto Borst

Band 4 / 1982. Neunter Jahrgang

Redaktionskollegium: Dr. Otto Borst, Professor für mittlere und neuere Geschichte und ihre Didaktik an der Pädagogischen Hochschule Esslingen, Mozartweg 32, 7300 Esslingen (Schriftleitung) – Dr. Hans Joachim Fliedner, Leiter der Volkshochschule und des Stadtarchivs Offenburg, Ritterhaus-Museum, Ritterstr. 10, 7600 Offenburg – Dr. Henning Grabowski, Wiss. Ass. am Geographischen Seminar der Universität Münster, Königsberger Str. 79, 4400 Münster (Westf.) – Dr. Rainer Jooß, Professor für mittlere und neuere Geschichte und ihre Didaktik an der Pädagogischen Hochschule Esslingen, Föhrenweg 1, 7300 Esslingen – Professor Dr. Hermann Korte, Direktor des Instituts für Arbeitssoziologie und Arbeitspolitik der Ruhr-Universität Bochum, Steinweg 18, 4830 Rheda-Wiedenbrück – Architekt Dipl.-Ing. Hellmut Richter, Ministerialrat im Bayerischen Staatsministerium des Innern, Oberste Baubehörde, Nadistr. 20, 8000 München 40 – Redaktionslektorat: Eduard Theiner, Hölderlinweg 10, 7305 Altbach – Redaktionssekretärin: Ursula Bioly, Marktplatz 16, 7300 Esslingen am Neckar.

Die Zeitschrift erscheint jährlich in Vierteljahresbänden mit einem Gesamtumfang von etwa 390 Seiten. Der Bezugspreis im Abonnement beträgt jährlich DM 94,–; Vorzugspreis für Studierende gegen jährliche Vorlage einer gültigen Studienbescheinigung DM 76,– einschließlich Versandkosten und Mehrwertsteuer; Einzelbezugspreis für den Vierteljahresband DM 26,– einschließlich Mehrwertsteuer und zuzüglich Versandkosten ab Verlagsort. Preisänderungen vorbehalten. Abbestellungen sind nur 6 Wochen vor Jahresende möglich.

Verlag, Vertrieb und Anzeigenverwaltung: W. Kohlhammer GmbH, 7000 Stuttgart 80, Heßbrühlstraße 69, Postfach 800430, Tel. 78631. Verlagsort: Stuttgart. Gesamtherstellung: W. Kohlhammer GmbH, Graphischer Großbetrieb, Stuttgart. Printed in Germany.

Redaktionelle Zuschriften und Besprechungsexemplare werden an die Anschrift der Schriftleitung erbeten: 7300 Esslingen am Neckar, Marktplatz 16, Postfach 269, Tel. (0711) 357670. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise, sowie fotomechanische und andere Vervielfältigungen bedürfen der schriftlichen Genehmigung des Verlages.

Verlag W. Kohlhammer Stuttgart Berlin Köln Mainz

Karl Litz

Raumgeschichte und ihre Arten historischer Erkenntnis

1. *Die Formen der Anschauung:*[1] *Raum und Zeit*

Geschichte ist auch als Raumgeschichte eine *Zeit*wissenschaft. Selbst wenn sie in unserem Falle vom geographischen Raum (mit seiner dinglichen Erfüllung) ausgeht, betrachtet sie niemals Räume bzw. die in ihnen enthaltenen Dinge jenseits und unabhängig von der Zeit, wie dies systematische Wissenschaften tun können (z. B. in der Formel einer chemischen Verbindung, in der botanischen Bestimmung einer Pflanze etc.). Der Raum ist also für die Geschichte stets nur im raum-zeitlichen Kontinuum gegenwärtig, zum Beispiel als eine bestimmte Kulturlandschaft in ihrer Veränderung in einer bestimmten Zeitspanne (oder Zeitlinie), wobei im Grenzfall an die Stelle der Veränderung in einer bestimmten Zeit*linie* der Zustand zu einem bestimmten Zeit*punkt*[2] treten kann, wobei Punkt und Linie stets Aspekte des Kontinuums sind. Man kann die zeit-lineare Erfassung der Geschichte eine dynamische, die zeit-punktuelle eine statische nennen, genau: eine quasi-statische, denn mehrere zeitliche Querschnitte (z. B. durch eine Kulturlandschaft) können durch den Kausalnexus miteinander verbunden werden, und auch der Grenzfall des *einzigen* Querschnitts steht immer in Zeitdistanz zur Optik der jeweiligen Gegenwart.

Der geographische Raum ist mit seiner Abgrenzung durch die jeweilige Fragestellung gegeben; wird im Interesse der Faktorenanalyse der Raum eines bestimmten Kulturkreises anvisiert, so können sich dadurch *methodische* Probleme ergeben, daß kulturgeographische Raumeinheiten langfristig ihre Grenzen meist verschieben.[3] *Theoretisch* ergeben sich aus der Anschauungsform des Raumes (und der in ihm enthaltenen Objekte) keine Probleme, da er auch für die Geschichtswissenschaft mit dem Raum der klassischen Physik identisch ist. Anders verhält es sich mit der Anschauungsform der Zeit: Historische Zeit ist mit physikalischer nicht identisch.[4] Geschichte unterscheidet sich von den anderen Zeit-

[1] Ausdruck und Begriff »Anschauungsformen« entstammen der allgemeinen Erkenntnistheorie. Zur Definition vgl. *I. Kant*, Kritik der reinen Vernunft (1. Teil).

[2] Dieser »Punkt« ist nicht im Sinne der physikalischen, sondern der historischen Zeit zu bestimmen. Seine Definition ist identisch mit derjenigen des Zeitpunktes »Gegenwart«, nämlich als die Zeit der »(gesamthaft gesehen) konstanten Determinanten«, s. *K. Litz*, Theorie einer Raumgeschichte, diese Zeitschrift Jg. 9 (1982), Kap. 2.2, S. 56ff.

[3] Vgl. dazu *H. Jäger*, Historische Geographie (1969), S. 33 u. S. 90.

[4] Das ergibt sich schon aus der Alltagserfahrung des individuellen Bewußtseins: Je nach der Art der Bewußtseinsaktivität kann dasselbe physikalische Zeitquantum (z. B. eine Stunde) »Lange«-Weile oder »Kurz«-Weil sein.

wissenschaften ja gerade dadurch, daß sie »die Wissenschaft von der bewußten, der menschlichen Zeit«[5] ist. Allerdings bezieht sich die Geschichtswissenschaft mit drei Tangenten auf die physikalische Zeit, nämlich mit zwei methodischen: 1. über die quantifizierende Methode, welche ohne exakt quantifizierbare Zeit unmöglich wäre, 2. beim Beizug von naturwissenschaftlichen Ergebnissen in der Faktorenanalyse, sowie mit einer kommunikativen: Die Geschichtswissenschaft benötigt die Maßeinheiten der physikalischen Zeit zur Mitteilung ihrer Resultate (und als Verständigungsmittel schon bei der Forschung), weil diese die Einheitszeitmaße des kollektiven Bewußtseins sind.

Im Gegensatz zur eindimensionalen physikalischen Zeit ist die historische Zeit mehrdimensional, und während die Physik stets eine Absolute[6] als Zeiteinheit setzen kann, ist die Geschichte dazu außerstande, denn von den in ihrem raum-zeitlichen Kontinuum simultan mit verschiedenen Geschwindigkeiten ablaufenden Bewegungen kann keine als Absolute für alle andern gesetzt werden. »Des expériences et tentatives récentes de l'histoire, se dégage ... une notion de plus en plus précise de la multiplicité du temps et de la valeur exceptionnelle du temps long«.[7] F. Braudel hat versucht, durch den Begriff der »durée« einen Maßstab für die »... mit verschiedener Geschwindigkeit ablaufenden Bewegungen einer als komplex erkannten Gesellschaft«[8] zu finden. Er zerlegte die historische Zeit (nach Stufen der Geschwindigkeit) in drei Ebenen: Die unterste ist diejenige der Beziehungen des Menschen zum naturgeographischen Milieu (»histoire quasi-immobile«), die oberste diejenige der von den historischen Persönlichkeiten verursachten Ereignisse mit ihren kurzfristigen Oszillationen, die Geschichte des »temps court« beziehungsweise »histoire

[5] *K. Litz*, Theorie einer Raumgeschichte (s. A 2) Kap. 2.1. – Von einer konsequent szientistisch orientierten Richtung unter der jüngsten Generation der Historiker würde diese Bestimmung allerdings angefochten. Dazu *G. Barraclough*: »...indeed, it is arguable – if one casts aside for a moment one's human prejudices – that the rôle of man in world history has been less prominent over the centuries than that of a number of other animals, e.g. lice or rats. From the point of view of the biologist, history and biology are parts of one continuum, historical time is simply the continuation or ›climax‹ of biological time« (History, in: Main Trends of Research in the Social and Human Sciences, 2. T. Bd. 1, Paris: UNESCO 1978, S. 434).

[6] Für die allgemeine Erkenntnistheorie ist es irrelevant, ob diese Zeiteinheit, wie in der klassischen Physik, aus der Himmelsmechanik abgeleitet wird oder, wie in der modernen Physik, aus dem atomaren bzw. subatomaren Mikrokosmos. Relevant ist jedoch für Theorie und Methode der Geschichtswissenschaft als Lingua franca lediglich die klassische Zeitquantelung. Die (noch hypothetische) elementare Zeiteinheit der modernen Physik, das »Chronon« = 10^{-24} s (vgl. »Existiert eine kleinste, elementare Zeiteinheit?«, NZZ, Forschung und Technik, 24. 5. 1978) dürfte für die Geschichte kaum praktikabel sein.

[7] *F. Braudel*, Histoire et Sciences sociales: la longue durée, in: Annales XIII (1958), S. 727. – Die Geschichtswissenschaft verdankt auch die Entdeckung der pluralen historischen Zeit der Schule der »Annales«, besonders F. Braudel, der diese These nicht nur theoretisch formuliert, sondern ihre Brauchbarkeit und Fruchtbarkeit auch in der Forschungspraxis in seinem bereits klassischen Werk »La Méditerranée et le monde méditerranéen à l'époque de Philippe II«, Paris 1949, erwiesen hat.

[8] *M. Wüstemeyer*, Die »Annales«: Grundsätze und Methoden ihrer neuen Geschichtswissenschaft, in: Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 1967, S. 33.

événementielle«. Das zentrale Interesse Braudels gilt der mittleren Zeitebene, der »histoire lentement rythmée«, bzw. der Geschichte des »temps long«. »Sie soll die Zyklen und Interzyklen von Konjunkturen und Krisen bis zu einem halben Jahrhundert als Einheit umfassen, die Lebens- und Wachstumsrhythmen von Wissenschaften, Techniken, Institutionen und schließlich von ganzen Kulturkreisen«.[9] Die Zeit der »longue durée« ist in sich pluralistisch, da ja auch die Strukturen der verschiedenen Lebensbereiche eines Sozialverbandes sich mit verschiedenen Geschwindigkeiten verändern. Diese Geschwindigkeiten können jedoch zueinander (noch) nicht in bestimmte Korrelationen gesetzt werden; ebenso wenig erscheint eine Korrelation der »histoire lentement rhythmée« überhaupt mit der »histoire événementielle« einerseits und der »histoire quasi-immobile« andererseits möglich.

Das Letztere beruht ja auf der Prämisse von der Quasi-Konstanz des naturgeographischen Milieus, welche heute als überholt zu betrachten ist: Sie bezieht sich auf einen Beginn der historischen Zeit (exclusive »Prähistorie«), der theoretisch nicht mehr haltbar ist; zudem sind die Naturfaktoren der Geschichte im traditionellen, engeren Sinne heute – schon mittelfristig – als Variablen nachgewiesen.[10] Des weiteren wird die Möglichkeit, bestimmte Korrelationen innerhalb der mittleren Zeitebene der Geschichte sowie zwischen der mittleren und der oberen Ebene festzustellen, von K.-G. Faber einleuchtend bestritten: »Die die Forschung befruchtende These von der zeitlichen Mehrdimensionalität der Geschichte ist nicht gleichbedeutend mit einer festen Zuordnung bestimmter zeitlicher Dimensionen zu bestimmten Ebenen des Historischen ... Es wird ... deutlich, daß eine bestimmte ›durée‹ keineswegs unabänderlich an eine Struktur gebunden ist. Wer beobachtet, wie sich in unserer Zeit Strukturen, die jahrhundertelang stabil waren, so rasch und gründlich ändern, daß die Politiker nicht in der Lage sind, die dadurch aufgeworfenen Probleme zu meistern, daß also die Ereignisgeschichte gewissermaßen von der Strukturgeschichte überrollt wird, der wird sich hüten, eine feste Relation zwischen Struktur und Zeit zu postulieren«.[11] Der Grund für das bisherige Scheitern fester Korrelationen zwischen den verschiedenen Geschwindigkeiten simultan verlaufender historischer Bewegungen liegt wohl darin, daß sich diese Geschwindigkeiten zugleich auch verschieden beschleunigen. Daraus erklärt sich das Phänomen der Phasenverschiebung, welche schon bei der Periodisierung erhebliche Schwierigkeiten bereiten kann. Die in der Raumgeschichte bekannteste Phasenverschiebung ist wohl diejenige zwischen Bevölkerungsentwicklung und Siedlungsentwicklung.

Die Lösung des gegenwärtigen Hauptproblems der Theorie von der mehrdimensionalen historischen Zeit muß wohl in der Bildung von Hypothesen bezüglich der Relation:

[9] *M. Wüstemeyer*, ebda., S. 33, vgl. dazu auch S. 36.

[10] Vgl. dazu besonders *H. Jäger*, Historische Geographie (s. A 3) sowie *G. Barraclough*, History (s. A 5).

[11] *K.-G. Faber*, Theorie der Geschichtswissenschaft (1971), S. 108.

Struktur – Entwicklungsgeschwindigkeit – Beschleunigung und deren empirischer Nachprüfung gesucht werden. – Für Objekt-Theorien mittlerer Reichweite (s. Abschn. 3) dürften indessen – schon auf deren heutigem Stand – brauchbare Resultate erzielt werden können, besonders wenn sämtliche Variablen quantifizierbar sind. Dafür bestehen aber gerade in der Raumgeschichte günstige Voraussetzungen. Schon Braudel hat die Fruchtbarkeit seiner Hypothese für die »géohistoire« erkannt.

2. *Die Grundbegriffe: Individuum, Typus, Struktur*

Gegenstand der Geschichte, die ja eine Erfahrungswissenschaft ist, ist stets das je konkrete, besondere und einmalige Phänomen, welches als nicht weiter ableitbare Größe von der Geschichtstheorie als »Individuum« (bzw. Individualität) bezeichnet wird.[12] Dies kann – etwa im Fall einer historischen Persönlichkeit – das *empirische Individuum* sein, wobei der Begriff genau den selben Inhalt abdeckt wie der Ausdruck »Individuum« oder »Person« in der Umgangssprache. Das empirische Individuum ist allerdings (wenigstens heute) ein Grenzfall in der historischen Forschung und Darstellung (z. B. in der Biographie); in der Regel befaßt sich die Geschichtswissenschaft mit dem *theoretischen Individuum*, worunter, unabhängig von der Größenordnung, jeder Ausschnitt aus der geschichtlichen Realität zu verstehen ist, der von der Optik einer bestimmten Fragestellung eingegrenzt wird (z. B. die Entwicklung eines Sozialverbandes in einer bestimmten Zeitspanne). Geht die Geschichtsforschung ein »Individuum« unmittelbar, das heißt mit der Erkenntnisweise des »Verstehens« (s. Abschn. 4) an, so deckt sich dieser Grundbegriff der Geschichte im realen Sinne logischerweise mit demjenigen der Geschichte im theoretischen Sinn.

Soll dagegen ein »Individuum« mittelbar erfaßt, das heißt durch ein Modell abgebildet werden, so muß die Geschichtswissenschaft im Falle der rationalen Beschreibung (Deskription) die Grundbegriffe des Typus oder der Struktur als Denkwerkzeuge gebrauchen. »Implizit hat der Historiker zweifellos schon früher mit dem Typus- oder Strukturbegriff, wenn auch meist unter anderem Namen, gearbeitet. Daß sie heute zu zentralen Begriffen seiner Fachterminologie geworden sind und daß auf ihre Tragfähigkeit reflektiert wird, hängt mit der wachsenden Einsicht zusammen, daß die Geschichtswissenschaft nicht nur an dem singulären historischen Ereignis, an dem Individuellen in seiner Einmaligkeit, interessiert ist, sondern auch an dem sich in der Geschichte Wiederholenden«[13] – und damit Vergleichbaren. Das setzt nun aber die Subsumption des je individuellen Forschungsgegenstandes unter Allgemeines (Generalisierung) voraus. Sie erfolgt durch das »Herausziehen« (die Abstraktion) einzelner Merkmale der unendlich komplexen konkreten Individualitäten, mit dem Ergebnis logisch kohärenter Modelle. Daß jedes Modell einer Realität deren mehr oder weniger weitgehende Vereinfachung darstellt, ergibt sich

[12] Vgl. dazu Fischer-Lexikon, Bd. 24 Geschichte (1961), bes. S. 84.
[13] *K.-G. Faber*, Theorie der Geschichtswissenschaft (s. A 11), S. 89.

per definitionem.[14] Der Vorgang der rationalen Beschreibung (und auch der Erklärung s. Abschn. 3) in der Geschichte verläuft analog zu demjenigen in den Naturwissenschaften. »Die Naturwissenschaften sind... dazu gelangt, den Abbildcharakter ihrer Ergebnisse, die nur bezüglich der jeweiligen Fragestellung gelten und innerhalb strenger definitorischer Grenzen liegen, hervorzuheben. Das Wechselverhältnis zwischen der induktiven Experimentalforschung und der theoretischen Forschung, nämlich der Entwicklung von systemkohärenten Arbeitshypothesen, die eine experimentelle Nachprüfung herausfordern, ist in vieler Beziehung der Doppelseitigkeit der historischen Methode vergleichbar...«[15]

Der Grundbegriff des *Typus* gestattet und erfordert allerdings noch keine Abstraktion im strengen Sinne: »Der historische Typus, als Form ›anschaulicher Abstraktion‹... besitzt den Anspruch relativer Allgemeingültigkeit, ist aber damit noch nicht das von der Singularität der Erscheinungen ganz abgelöste ›Modell‹, wie es die moderne Physik und Chemie gebrauchen... Der Typus ist daher nicht einfach der Individualitätsidee entgegengesetzt, sondern, als gedankliche ›Steigerung‹ bestimmter Züge vergangener Wirklichkeit, eine ›höhere Erscheinungsform vergleichbarer ... geschichtlicher Individualitäten‹ (Schieder).«[16] Diese »gedankliche Steigerung« ist ein theoretisches Konstrukt, hervorgehend aus der Wechselbeziehung zwischen einer begrifflich kohärenten Hypothese und induktiver Forschung.

Der Typus besteht daher aus einer Kombination von Merkmalen, die in der Realität empirisch zu erwahren sind und in der Optik einer bestimmten Fragestellung signifikant erscheinen, »unter der Voraussetzung der inneren Widerspruchslosigkeit des so gewonnenen Begriffsgebildes«.[17] In der Kombination selber ist der Historiker frei, wenn er diesen Anforderungen genügt. Ein wissenschaftstheoretisch zulässiger Typus ist aber für die Geschichtsforschung nicht schon von alleine brauchbar; darüber entscheidet erst sein Wert für den Vergleich und die Klassifikation historischer Individualitäten. Dieser Wert ist dann gegeben, wenn in einem Typus eine optimale Zahl von Begriffen (empirisch: von Merkmalen) zusammengefaßt wird: Ist diese Zahl beliebig groß, so ist die Zahl der dem Typus unterstellten Individualitäten = 1; ist die Zahl der Merkmale = 1, so kehrt sich die Funktion um. Faßt man eine Reihe von Typen, die aufgrund der selben Fragestellung gebildet wurden, zu einem logischen System zusammen, so ergibt sich eine Typologie (z. B. eine Siedlungstypologie, welche die Klassifikation sämtlicher von der betreffenden Fragestellung anvisierten Siedlungen in einem bestimmten geographischen Raum für einen bestimmten Zeitpunkt oder für eine bestimmte Zeitspanne ermöglicht). Auch dieses System bedarf selbstverständlich der empirischen Nachprüfung: Ist einer geschichtlichen

[14] Vgl. dazu *D. Frei*, Theorieorientierte Geschichtsbetrachtung, Berührungspunkte zwischen Geschichtswissenschaft und Politischer Wissenschaft, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 1971, bes. S. 332.
[15] Fischer-Lexikon (s. A 12), S. 79.
[16] Fischer-Lexikon (s. A 12), S. 88.
[17] *K.-G. Faber*, Theorie der Geschichtswissenschaft (s. A 11), S. 94.

Individualität, die von der Optik der betreffenden Fragestellung erfaßt wird, aus den im System enthaltenen Typen keiner adäquat, das heißt, weist keiner eine Kombination von Merkmalen auf, die bei der genannten Individualität vollzählig festzustellen wären, so ist die Typologie entsprechend zu modifizieren. Mit den beiden Aspekten des historischen raum-zeitlichen Kontinuums korrelieren zwei Arten von Typen: auf den quasi-statischen Aspekt bezieht sich der *Simultantypus* (bzw. die Simultantypologie), der aus der Kombination von gleichzeitig vorkommenden Merkmalen hervorgeht, auf den dynamischen der *Verlaufstypus* (bzw. die Verlaufstypologie), der Merkmale von Ereignisfolgen (bzw. Entwicklungen) kombiniert.[18]

Der Anspruch strenger Abstraktion wird an den Grundbegriff der *Struktur* gestellt. Im Gegensatz zum Grundbegriff des Typus, der theoretisch schon hinreichend reflektiert erscheint und sich methodisch bewährt hat, hat die Geschichtstheorie noch keinen exakt definierten Strukturbegriff entwickelt, der allgemein anerkannt werden müßte. »Magic in vocabulary«[19] bringt weder hier noch in anderen, aus den systematischen Human- und Sozialwissenschaften übernommenen Ausdrücken einen geschichtstheoretisch verwendbaren Begriff hervor. Es erübrigt sich jedoch in diesem Rahmen, auf die einschlägigen Kontroversen einzugehen, da eine Definition des Grundbegriffes der Struktur möglich erscheint, welche hinreichen sollte, wenn man sich auf die Erfordernisse der Raumgeschichte konzentriert.

Soll eine raumgeschichtliche Individualität mit dem genannten Grundbegriff erfaßt werden, so muß man zuerst nach ihrem je kleinsten Bestandteil (= Element) suchen. Die Größe dieses Elementes ist nun je nach Fragestellung verschieden: Wird in siedlungsgeschichtlicher Optik beispielsweise nach der Struktur einer Ortschaft gefragt, so ist das kleinstmögliche Element das einzelne Gebäude und das größtmögliche die Gebäudegruppe; gilt die Fragestellung einer Region, so ist die einzelne Siedlung das kleinstmögliche Element und die Siedlungsgruppe das größtmögliche. Ist das der jeweiligen Fragestellung entsprechende Element klargestellt, so sind Maß[20] und Art der Anordnung der betreffen-

[18] Diese beiden Ober-Arten von Typen ergeben sich deduktiv aus der Geschichtstheorie. Aus dem Wechselverhältnis zwischen Theorie und induktiver Praxis kann sich eine offene Reihe von Unter-Arten ergeben. So könnte zum Beispiel ein Siedlungstypus als *Gestalttypus* (bzw. baulicher Typus) oder als *Funktionstypus* (bzw. Nutzungstypus) konzipiert werden.

[19] *G. Barraclough*, History (s. A 5), S. 319. – Vgl. seine Kritik am gegenwärtigen Stand der Entwicklung des historischen Strukturbegriffs, ebda., S. 319/320.

[20] Gerade für die Raumgeschichte im Zusammenhang mit der Raumplanung hat das *Maß* der Ordnung, welches sich zwischen den beiden Extrempunkten amorphe Struktur (mit einem Konglomerat als Strukturmodell) und geformte Struktur (mit einem System als Modell) bewegt, entscheidende Bedeutung. – Der Systemcharakter ist für den Verf. der Grenzfall und nicht wie für *K.-G. Faber* (Theorie der Geschichtswissenschaft, s. A 11, S. 104) eine Minimalbedingung eines Strukturmodells. Die Divergenz erklärt sich unter anderem daraus, daß für K.-G. Faber die Strukturmodelle bereits der Erklärung geschichtlicher Phänomene dienen, während sie für den Verfasser lediglich deskriptiver Natur sind. Eine der Minimalbedingungen rationaler Beschreibung ist nun allerdings ein jeweiliger *Maßstab* für das Maß der Ordnung (bzw. Unordnung) in einer bestimmten Struktur.

den Elemente im anvisierten geographischen Raum zu untersuchen. Aus dieser Untersuchung ergibt sich schließlich das Strukturmodell, welches rational beschrieben werden kann, und zwar sowohl statisch (für einen Zustand zu einem bestimmten Zeitpunkt) wie dynamisch (für eine Entwicklung während einer bestimmten Zeitspanne).[21]

3. *Die Denkformen: Kausalität und Interdependenz*

Die Grundbegriffe des Typus und der Struktur dienen lediglich der rationalen Beschreibung geschichtlicher Individualitäten. *Deskription* kann – je nach Fragestellung – Erkenntnis-Endziel historischer Forschung sein oder aber Zwischenziel, als unerläßliche Voraussetzung[22] der *Erklärung*. Diese wird geleistet durch die Denkformen der Kausalität und der Interdependenz. Mit der *Kausalität* wird ein geschichtliches Phänomen als die Wirkung (Wirkungen) einer Ursache (von Ursachen) erklärt. Für die beiden Begriffe des Kausalnexus werden in der Geschichtswissenschaft, begründet durch deren besondere Verwurzelung in Lebenspraxis und Umgangssprache, eine Reihe von Ausdrücken[23] verwendet, die nicht streng synonym sind. Soweit es sich um Geschichtswissenschaft im weiteren Sinne des »Verstehens« handelt, ist diese fließende Variabilität der Sprache eine notwendige Voraussetzung; für Wissenschaft im engeren Sinne (Science) dagegen ist sie unzulässig; hier hat sich der Historiker einer formalisierten Sprache zu bedienen, in der Begriff und jeweiliger Ausdruck (möglichst) exakt zur Deckung gelangen.

Als der Gegenbegriff zur Kausalität erscheint in der Geschichtstheorie der »Zufall«. Für die Beziehung dieser beiden Begriffe zur Geschichte an sich gelten nach K.-G. Faber die beiden Axiome: »1. Alle Geschichte untersteht dem Kausalitätsverhältnis. – 2. Alle Geschichte ist zufällig«.[24] Daraus ergibt sich ein Paradox, aus dem zweierlei folgt: Zum

[21] Der Verf. stützt sich bei diesem Strukturbegriff auf eigene siedlungsgeschichtliche Erfahrungen und theoretische Überlegungen (vgl. »Projekt einer Siedlungsgeschichte des Kantons Zürich«, Geographica Helvetica, 3 (1977), bes. Abschnitte 1 und 3.1.1). Er erscheint praktikabel, bedarf aber noch weiterer theoretischer Entwicklung und empirischer Überprüfung; das gilt besonders für seine Übertragung vom Bereich »Siedlungen« auf die anderen Sektoren der Kulturlandschaft.

[22] Deskription und Erklärung sind vor allem durch die neue Richtung der »Systematic History« streng aufeinander bezogen worden. »Unter dem Sammelbegriff der ›Systematic History‹ läßt sich eine Gruppe von Betrachtensweisen zusammenfassen, die versuchen, durch systematisches Erfassen, Klassieren und Vergleichen ähnlicher Vorkommnisse in der Geschichte allgemeine theoretische Erkenntnisse zu gewinnen« (*D. Frei*, Theorieorientierte Geschichtsbetrachtung, s. A 14, S. 324). Erst aufgrund solch umfassender Datensammlung und genauer Deskription darf zur Ermittlung der Faktoren geschritten werden. – Vgl. dazu die Beschreibung der »Systematic History« im oben erwähnten Aufsatz von *D. Frei*, S. 324–327.

[23] »Man spricht etwa vom ›Anstoß‹ und von den ›tieferen Ursachen‹ eines Ereignisses, von ›Ursachen‹ und ›Bedingungen‹, von ›Ursachen‹ und ›Gründen‹. Man unterscheidet als Ursachen ›universale Gesetze‹ und ›Randbedingungen‹, ›Ursachen‹ und ›Begleiterscheinungen‹.« (*K.-G. Faber*, Theorie der Geschichtswissenschaft, s. A 11, S. 73.)

[24] *K.-G. Faber*, Theorie der Geschichtswissenschaft, s. A 11, S. 66.

ersten, daß die Geschichte niemals an sich, sondern stets nur im Abbild von Modellen oder in der Annäherung des »Verstehens« begriffen werden kann, und zum zweiten, daß für die Geschichtswissenschaft »die Gegenüberstellung von kausal determinierten Ereignissen und vom zufälligen Zusammenfall von Ereignissen ... nicht haltbar«[25] ist.

Jedes kausale geschichtliche Modell hat mindestens *eine* Gesetzeshypothese zur Voraussetzung[26] und konstituiert sich durch deren Verifikation, mit dem Ergebnis objekttheoretischer Sätze. Welche Gewißheit und Reichweite haben nun diese »Gesetze«? Absolut gewisse Kausalgesetze sind in keiner Wissenschaft zu gewinnen, da die Überprüfung der betreffenden Hypothesen ja induktiv, und das heißt aufgrund einer stets begrenzten Zahl von »Fällen« (Explananda) erfolgt. Ein spezifischer Unterschied zwischen der Geschichte und den exakten Naturwissenschaften tritt nun aber durch die Überlegung zutage, daß Induktion das Prinzip »ceteris paribus« zur Voraussetzung hat und daher die Isolierung der jeweiligen Variablen erfordert.[27] Die Variablen sind jedoch im naturwissenschaftlichen Experiment wesentlich leichter und zuverlässiger zu isolieren als in der historischen Beobachtung: Einmal ist den Explananda der Geschichte ein weit höherer Grad an Komplexität eigen als den naturwissenschaftlichen: Der Unterschied liegt nun nicht etwa darin, daß das geschichtliche Explanandum eben eine Individualität ist und das naturwissenschaftliche nicht (jede konkrete Wirklichkeit ist singulär), sondern daß im Fall der Geschichte die Variablen sehr viel zahlreicher sind als im Falle der exakten Naturwissenschaften, wobei ja proportional zur Weite der jeweiligen geschichtlichen Optik je größere Komplexe von Explananda im Gesichtsfeld erscheinen, von denen die Variablen jedes einzelnen zu isolieren sind. Zum andern können die Naturwissenschaften ihre Objekte stets unmittelbar angehen, während die Geschichte ihre Gegenstände nur mittelbar – über die Quellen – erfassen kann.

Zu unterscheiden sind nun die an sich als unendlich vorauszusetzende Zahl von Determinanten, welche durch die Optik der jeweiligen Fragestellung auf eine endliche reduziert wird, die konstanten Ursachen, welche die jeweiligen Gesetzeshypothesen ausmachen, und die »singulären Randbedingungen«, das heißt die variablen Ursachen, welche im Zuge der Verifikation klarzustellen und zu isolieren sind. Die resultierenden objekt-theoretischen Sätze sind daher »... Aussagen, deren Allgemeinheitsgrad von der Menge der zur Erklärung herangezogenen Randbedingungen abhängt«.[28] Nun ist einerseits die Zahl der *zu isolierenden* Variablen abhängig von der Zahl der einem geschichtlichen Modell zugrundeliegenden Exploranda, und andererseits ist die Zahl der *isolierbaren* Variablen abhängig von der Zahl der jeweiligen Explorabilia (d. h. von der Quellenlage). Hieraus ergeben sich für den Grad der Gewißheit und die Reichweite geschichtlicher Kausalgesetze – im Unterschied zu den Naturgesetzen – folgende Konsequenzen: Während die exakten Naturwissenschaften Gesetze von hoher, sich der Gewißheit annähernder Wahrscheinlichkeit entdecken können und zu Objekt-Theorien großer Reichweite gelangen, muß sich die Geschichtswissenschaft bereits mit »Gesetzen« begnügen, deren Wahrscheinlichkeit für das jeweilige Erkenntnisziel gerade ausreicht, und (vorläufig) mit Objekt-Theorien von höchstens mittlerer Reichweite in ihrem raum-zeitlichen Kontinuum.[29] Angesichts dieser Sachverhalte wäre der Ausdruck »geschichtliche Gesetze« sicher verfehlt. Es sei hier dafür der Terminus »Gesetzmäßigkeiten« verwendet.[30]

Da niemals die Geschichte an sich wissenschaftlich erkannt werden kann, ist die Behauptung einer Hierarchie der Ursachen oder gar eines die ganze Geschichte bestimmenden Gesetzes mit einer letzten Ursache, die alle anderen determiniert, genauso metaphysisch wie die Behauptung des Gegenteils. Für die Geschichtswissenschaft sind – je nach Fragestellung – die das eine Modell konstituierenden Ursachen die zu isolierenden Variablen eines Modells aus anderer Optik – und umgekehrt. Unter den jeweiligen konstanten Ursachen kann sich aus der Fragestellung eine Hierarchie – die für jedes Modell wieder anders ist – ergeben,[31] und selbst der Grenzfall der monokausalen Erklärung ist zulässig, wenn diese in strenge Relation zur betreffenden Optik gesetzt wird.

Die relativ einfachen Kausalmodelle erfordern eine weitgehende Vereinfachung der geschichtlichen Realität. Will man hochkomplexe Zusammenhänge erfassen – was gerade in der Raumgeschichte nicht selten unumgänglich sein dürfte – genügen sie nicht. Solchen Erkenntniszielen entspricht die Denkform der *Interdependenz*. Durch die Interdependenz werden 2 – n geschichtliche Phänomene als sich gegenseitig verursachend erklärt. Das Verhältnis der Interdependenz zum Zufall ist das gleiche wie dasjenige der Kausalität, und sie folgt den selben Prinzipien der Gesetzeshypothese, der Induktion und der Isolierung der Variablen.

Im Vergleich zur Kausalität erscheint die Interdependenz in der Geschichtstheorie noch wenig reflektiert, und sie wird in der Praxis erst ansatzweise verwendet. Über plausible

[25] *K.-G. Faber,* ebda., S. 84.

[26] Das gilt auch dort, wo im Rahmen der Erkenntnisweise des »Verstehens« keine geschichtlichen Modelle angestrebt werden, da ein Kausalnexus ohne die mindestens implizite Voraussetzung einer Gesetzeshypothese gar nicht erkannt werden kann. Den Vertretern der traditionellen Historiographie war dieser Zusammenhang nur nicht bewußt, zumal die betreffenden Gesetzeshypothesen in diesem Falle meist als unbefragte Selbstverständlichkeiten den Denkgewohnheiten des Common Sense entnommen werden.

[27] Zum Problem des Kausalgesetzes und der Induktion vgl. *K.-G. Faber,* Theorie der Geschichtswissenschaft (s. A 11), bes. S. 77/78. Faber bleibt allerdings beim Begriff »Gesetzes*hypothese*« stehen.

[28] *K.-G. Faber,* ebda., S. 79.

[29] Dazu *M. Wüstemeyer,* Feststellungen von Marc Bloch zusammenfassend: »Die Lehren der Geschichte seien aber darauf beschränkt zu zeigen, daß zu einer bestimmten Zeit bestimmte Faktoren zu bestimmten Ergebnissen geführt hätten. Unter anderen Bedingungen veränderten sich aber auch die möglichen Resultate. Die Hauptfaktoren des sozialen Lebens, in dessen Mittelpunkt der Mensch steht, sind in permanenter Evolution begriffen. Und mit ihnen, die der Mensch zum Teil selbst schafft, verändert er sich auch wieder...« (»Die Annales«, s. A 8, S. 13).

[30] Es werden dafür auch andere Ausdrücke gebraucht. *D. Frei* beispielsweise schlägt »Tendenzen« oder »Wahrscheinlichkeiten« vor (»Theorieorientierte Geschichtsbetrachtung«, s. A 14, S. 335).

[31] Vgl. dazu *K.-G. Faber,* Theorie der Geschichtswissenschaft (s. A 11), S. 80–82.

Gesetzeshypothesen werden Interdependenz-Modelle in der Geschichtswissenschaft vorerst kaum hinausgelangen. Im naturwissenschaftlichen Bereich (besonders in der Biologie) hat dagegen diese Denkform in der Kybernetik[32] eine bereits hohe Entwicklungsstufe erreicht. Die Übertragung der kybernetischen Denkweise auf die Geschichte erscheint aussichtsreich, denn es dürfte eine Hypothese von geradezu axiomatischer Evidenz sein, daß auch der geschichtlichen Realität am ehesten erklärend beizukommen sei, wenn man sie in Modellen wechselseitig vernetzter Vorgänge zu erfassen versucht. Daß nicht nur unsere natürliche, sondern auch unsere geschichtliche Umwelt als ein Systemkomplex von Regelkreisen erklärt werden könne, ist eine Vorstellung, welche besonders der auf Raumplanung angewandten Raumgeschichte noch nicht absehbare Möglichkeiten eröffnet. Raumplanung bedeutet Handhabung von Raumgeschichte, und eine kybernetische Planung (nach Vester das Verfahren mit der höchsten Zuverlässigkeit und dem größten Wirkungsgrad) setzt eine kybernetische Erklärung der geschichtlichen Realität voraus, soweit sie für die Planung relevant ist.

Da die erkenntnistheoretische Zulässigkeit von Gesetzes-Modellen in der Geschichte nun erwiesen ist, kann die Geschichtsforschung auch die Zeitstufe der Zukunft erfassen, allerdings nur in hypothetischer Form. Die konstanten Ursachen bzw. Interdependenzen in einem Modell, mit dem eine geschichtliche Individualität für eine bestimmte Zeitspanne der Vergangenheit bis zur Gegenwart erklärt wird, können nur dann als konstant für eine bestimmte Zeitspanne in die *Zukunft* betrachtet werden, wenn auch die singulären Randbedingungen konstant bleiben. Das ist in einem geschichtlichen Gesetzesmodell per definitionem ausgeschlossen, in einem hypothetischen Modell dagegen eine zulässige Annahme. Eine solche Hypothese ist identisch mit einer einfachen Extrapolation, deren Wahrscheinlichkeit erfahrungsgemäß gering ist. Nun können aber in einem hypothetischen Modell Veränderungen von singulären Randbedingungen supponiert werden, mit der Folge einer entsprechenden Deviation der für die Stufe der Vergangenheit konstanten Ursachen auf der Stufe der Zukunft. Die Tragfähigkeit der Supposition hängt einerseits ab von der Breite der empirischen Basis in der Vergangenheit und andererseits von der Zuverlässigkeit eventuell beigezogener futurologischer Verfahren, mit Einschluß der Hypothese von der kybernetischen Vernetzung der Zeitstufen.[33] – Es ist nicht auszuschließen, daß sich das bis zur Gegenwart *eine* Modell in mehrere Zukunfts-Varianten auffächert, die gegebenenfalls nach Wahrscheinlichkeitsgraden abzustufen sind.

4. *Die besondere Erkenntnisweise der Geschichte: das »Verstehen«*

Typologische und strukturbezogene Deskription sowie Erklärung der Raumgeschichte durch Kausal- und Interdependenz-Modelle dürften für die Zwecke der Raumplanung in

[32] Vgl. dazu *F. Vester,* Das kybernetische Zeitalter. Neue Dimensionen des Denkens. Frankfurt am Main 1974.

[33] Vgl. dazu *K. Litz,* Theorie einer Raumgeschichte (s. A 2), Kap. 2.2.

der Regel genügen, und die Erkenntnisweise des »Verstehens« ist in dieser Hinsicht von eher peripherer Bedeutung. Sie soll hier, zur Abrundung der theoretischen Voraussetzungen, immerhin skizziert werden.

Mit den in den vorhergehenden Abschnitten erläuterten ausschließlich rational-abstrahierenden Erkenntnisweisen (einen Grenzfall stellt der Grundbegriff des Typus mit seiner Annäherung an konkrete Anschauung dar) werden geschichtliche Individualitäten nicht als solche in ihrer je singulären Konkretheit, sondern stets nur im Abbild von Modellen erfaßt. In diesen erscheinen aber die menschlichen Intentionen – das Agens der Geschichte[34] – als abstrakte Energiequanten, mit anderen Worten: Der Organismus, der die Geschichte im realen Sinn eigentlich ist, wird – mittelbar – als Mechanismus aufgefaßt. Während nun die Abstraktion von Modellen aus der Realität den Erkenntniszielen der exakten Naturwissenschaften vollauf genügt, muß die Geschichte darüber hinaus die unmittelbare Erfassung der ihr zugänglichen Realität anstreben, wenn sie nicht ihr eigentliches Erkenntnisziel verfehlen will.

Sie hat dafür das »Verstehen« als ihre besondere Erkenntnisweise entwickelt, ja, die Geschichtstheorie – soweit von einer solchen in jener Zeit schon die Rede sein kann – hat das »Verstehen«, in der Epoche des Historismus, der besonders im deutschen Sprachgebiet etwa von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Mitte des 20. vorherrschend war, sogar als die ausschließliche Erkenntnisweise der Geschichte postuliert, indem sie den Geisteswissenschaften die »idiographische« Denkweise zuordnete und die »nomothetische« (Gesetzesdenken) den Naturwissenschaften vorbehielt. Diese ausschließende Unterscheidung ist heute – jedenfalls für die Geschichtstheorie – obsolet geworden, und etwa seit der Jahrhundertmitte wird in zunehmendem Maße versucht, die Geschichte auch zu einer Disziplin auszubauen, die analog zu den Naturwissenschaften vorgeht.

Bei der Definition des »Verstehens« ist vom Umgangs-Sprachgebrauch auszugehen. Hier spricht man dann von Verstehen, »...wenn es gilt, den Sinn menschlicher Rede, der Sprache, und durch sie den Sinn menschlichen Handelns zu begreifen...«[35] Man kann darüber hinaus, umgangssprachlich ausgedrückt, »einen Menschen verstehen«, seine psychische Situation und Entwicklung. Die Möglichkeit der Ausdehnung vom empirischen auf das theoretische Individuum (vgl. Abschn. 2) ist nun das Einzige, was die Geschichtstheorie am Verstehens-Begriff der Umgangssprache grundsätzlich ändert. Daß dieses Verstehen nicht ausschließlich rational zu leisten ist, geht schon aus der Alltagserfahrung schlüssig hervor. Der betreffende »Erkenntnisakt ist ... nicht bloß Produkt der Verstandestätigkeit, er umfaßt die intuitiven und sinnlichen Kräfte, die gemüthaften, ästhetischen und sittlichen Empfindungen sowohl wie Phantasie und Anschauungsvermögen. Die Breite und Tiefe des konkret gelebten Lebens ist schlechthin identisch mit dem Grade des historischen

[34] Vgl. dazu *K. Litz,* ebda., Kap. 2.1.

[35] *K.-G. Faber,* Theorie der Geschichtswissenschaft (s. A 11), S. 112.

Verstehens...«[36] Es umfaßt also – wie das Verstehen im menschlichen Alltag – sämtliche Bewußtseinsfunktionen.

Die Theorie vom geschichtlichen Verstehen (d. h. die historische Hermeneutik) erscheint allerdings bei weitem noch nicht ausgebaut, wenn man die Anforderungen der Klarheit, Zuverlässigkeit, Einheitlichkeit und allgemeinen Anerkennung an sie stellt; dies gilt besonders für die nicht rationalen Funktionen dieser multifunktionalen Erkenntnisweise. Der verhältnismäßig niedrige Ausbaugrad der historischen Hermeneutik, selbst im Vergleich zur szientistischen Geschichtstheorie (trotz einem Vorsprung von einem Jahrhundert) erklärt sich aus den extrem schwierigen erkenntnistheoretischen Problemen, die sich ihr stellen. Man hat versucht, den gordischen Knoten zu durchschneiden, indem man die nicht rationalen Funktionen des geschichtlichen Verstehens dem Bereich der Kunst zuwies und die Geschichte überhaupt als eine Art Mischung von Wissenschaft und Kunst erklärte. Hier liegt aber ein fundamentales Mißverständnis vor:[37] So verschieden ihre Wege sind, streben alle Arten und Formen der Geschichte nach dem *einen* Ziel aller Wissenschaft: zu *erkennen*, was ist, während Kunst stets *schaffen* will, was nicht bereits ist. Allerdings ist das geschichtliche Verstehen nicht Wissenschaft im engeren Sinn von Science. Hier liegt jedoch kein begriffliches Problem vor, denn die beiden Arten von Wissenschaft – im engeren und im weiteren Sinne – können definitorisch auseinandergehalten werden, sondern lediglich ein terminologisches. F. Braudel: »Pour moi, l'histoire est la somme de toutes les histoires possibles, – une collection de métiers et de points de vue, d'hier, d'aujourd'hui, de demain. – La seule erreur, à mon avis serait de choisir l'une de ces histoires à l'exclusion des autres«.[38]

Weil das Ziel der *gesamten* Geschichte im theoretischen Sinne wissenschaftliche Erkenntnis ist, unterliegt auch die Erkenntnisweise des Verstehens den Anforderungen der Begründungsobjektivität und der Konsensobjektivität.[39] Daß diese Erkenntnisweise ebenso gemäß den Kriterien der historischen Methode und der in der Forschungspraxis bewährten Regeln vorgehen kann wie die Deskription und die Erklärung geschichtlicher Phänomene – und ihre Ergebnisse danach zu beurteilen sind, leuchtet ohne weiteres ein.

[36] Fischer-Lexikon (s. A 12), S. 85.

[37] Diesem Mißverständnis wird dadurch Vorschub geleistet, daß die Historiographie verschiedener Kulturkreise Kunstwerke von zum Teil hohem Rang hervorgebracht hat; man denke etwa an die griechische und römische Antike (Thukydides, Tacitus). Die Geschichtswissenschaft betrachtet aber solche Werke (auch aus der jüngsten Vergangenheit) ausschließlich als *Quellen*, deren kreative Komponente von der informativen zu isolieren ist (wobei die erstere z. B. im Rahmen der Literaturgeschichte selber zur Information werden kann).

[38] *F. Braudel*, Histoire et Sciences (s. A 7), S. 734.

[39] Begründungsobjektivität ist die bewiesene Kongruenz eines Sektors der Geschichte im realen Sinne mit einem Sektor der Geschichte im theoretischen Sinn. Konsensobjektivität ist die intersubjektiv festgestellte Kongruenz einer historischen Erkenntnis. – Zur weiteren Erläuterung dieser Begriffe s. *K. Litz*, Theorie einer Raumgeschichte (s. A 2), Kap. 3.5: »Begründungs- und Konsensobjektivität«.

Probleme ergeben sich aber für die Begründungsobjektivität von den theoretischen Kriterien her. Zwar kann die rationale Funktion des geschichtlichen Verstehens den selben Kontrollen unterworfen werden wie Deskription und Erklärung, wenn auch deren Grundbegriffe und Denkformen hier nicht mit gleich strenger logischer Kohärenz verwendet werden können, so daß die Verifikation – Falsifikation einer Hypothese sich zwar in fortschreitenden Korrekturen und Modifikationen vollzieht, aber doch keinen Beweisgang im exakten Sinne ermöglicht. Die rationale Funktion ihrerseits verfügt über Möglichkeiten, die nicht rationalen Funktionen zu kontrollieren: »Die hermeneutische Interpretation beruht auf dem beständigen Wechsel der begrifflichen Distanzierung vom Gegenstande und ihrer Aufhebung durch unreflektierte Anschauung. Die begrifflichen Kriterien der Interpretation werden durch einen ›Rückkoppelungseffekt‹ zwischen Gegenstand und Begriff gewissermaßen dem historischen Stoff selbst abgewonnen«.[40] »Unreflektierte Anschauung« ist hier der Inbegriff für die nicht rationalen Funktionen des Verstehens. Es ist bezeichnend für diese Erkenntnisweise der Geschichte, daß sie zur optimalen Sicherung ihrer Ergebnisse stets mehrere Forschungsdurchgänge benötigt. So fordert K.-G. Faber hinsichtlich von Handlungsmotiven, die durch eine verstehende Interpretation gesucht werden müßten (da sie ja in der Überlieferung niemals offen zutage liegen), den Historiker auf, sich nicht mit den im ersten Verstehensakt vorgeschlagenen Motiven zu begnügen, »die aus der Konfrontation der rekonstruierten Entscheidungssituation mit der Lebenserfahrung des Interpreten gewonnen werden«, auch wenn jeder Verstehensentwurf eine scheinbar abschließende Erfassung eines isolierten Handlungskomplexes ermögliche, und stellt dazu fest: »Ein richtiges Verstehen vergangenen Handelns, das aus den sich anbietenden Entwürfen den wahrscheinlichsten ermittelt ... bedarf der Kontrolle durch eine über das Zuschreiben von Motiven hinausgehende Verstandesoperation«.[41] Soweit aber Ergebnisse einer verstehenden Untersuchung sich einer rationalen Kontrolle entziehen – und das wird unweigerlich der Fall sein, wenn diese Erkenntnisweise mit ihrem ganzen Spektrum in Funktion tritt – vermögen sie den Anforderungen der Begründungsobjektivität nicht zu genügen, wenigstens solange noch keine hinreichende theoretische Basis des geschichtlichen Verstehens, besonders hinsichtlich seiner nicht rationalen Funktionen, vorhanden ist.[42]

Soweit jedoch diese Anforderungen nicht erfüllt sind, scheint auch die Möglichkeit der Konsensobjektivität zu entfallen, da ja die intersubjektive Kontrolle die Begründungsobjektivität als logische Basis benötigt. Wenn diese Lücke durch die empirische Voraussetzung einer hinreichend pluralistischen wissenschaftlichen Öffentlichkeit (und Gesellschaft) gefüllt wird, kann die fable convenue ausgeschlossen werden. Nun erscheint jedoch ein

[40] Fischer-Lexikon (s. A 12), S. 87.

[41] *K.-G. Faber*, Theorie der Geschichtswissenschaft (s. A 11), S. 133.

[42] Zur Weiterentwicklung dieses Sektors der Geschichtstheorie könnten allenfalls Ergebnisse der Analytischen Psychologie hinsichtlich der Bewußtseinsfunktionen mitverwendet werden.

Konsens von vornherein unmöglich. Immerhin ist bei mehreren intersubjektiven Kontroll-Durchgängen – womöglich schon während der Untersuchung – aufgrund argumentativ abgestimmter einhelliger Modifikationen, eine fortschreitende Annäherung an den Konsens nicht auszuschließen.

Da künftiges Geschehen lediglich in generalisierenden Modellen gedacht werden kann, ist eine direkte Beziehung des geschichtlichen Verstehens zur Zeitstufe der Zukunft unmöglich. Indirekt kann diese Erkenntnisweise aber zur Erhellung von Zukunft beitragen, indem ihre Ergebnisse die empirische Basis der Supposition von Variablen eines Zukunfts-Modells (vgl. Abschn. 3) wesentlich zu verbreitern imstande sind.

Man wächst in der Stadt in einer groben Gleichgültigkeit gegenüber dem bäuerlichen und ländlichen Leben auf; kaum weiß man die Pflanze, die den Hanf liefert, von der zu unterscheiden, aus der man den Flachs gewinnt, oder den Weizen vom Roggen, und diese beiden wieder vom Mengkorn: man begnügt sich damit, sich zu nähren und zu kleiden. Recht vielen Bürgersleuten darf man nicht von Brache, Samenbäumen, Ablegern oder Grummet reden, wenn man verstanden werden will: das sind Fremdwörter für sie. Ihr müßt von Ellenmaß, Preisliste und Steuerzuschlag mit ihnen sprechen oder von Berufungsweg, Kassationsgesuch, Beilegung und höherer Instanz. Sie kennen nur die Menschenwelt und davon nur die minder schöne, minder glänzende Seite; von der Natur, ihrem Wachsen und Gedeihen, ihren Schätzen und ihrer Freigebigkeit wissen sie nichts. Ihre Unkenntnis ist oft genug frei gewählt und gründet sich auf die Achtung, die sie vor ihrem Gewerbe und ihren Fähigkeiten haben. Es gibt keinen so gemeinen Winkeladvokaten, der sich nicht in seiner finsteren, verräucherten Schreibstube, den Kopf von noch schwärzeren Kniffen erfüllt, über den Bauern erheben erhaben dünkte, der unter freiem Himmel seine Arbeit verrichtet, das Feld bestellt, zu rechter Zeit sät und reiche Ernten einbringt.

La Bruyère, Von der Stadt, in: Die Charaktere oder die Sitten des Jahrhunderts (1688).

Gerhard Henkel

Genetische Siedlungsforschung und Dorferneuerung. Das Beispiel Hallenberg

1. Zielsetzung 2. Methoden der Datenbeschaffung: 2.1 Literatur- und Archivarbeit 2.2 Gelände- bzw. Feldarbeit: 2.2.1 Befragungen 2.2.2. Beobachtungen 2.2.3 Fotografieren 2.2.4 Messen 2.3 Bürgerwünsche sowie kommunale und übergemeindliche Planungsvorhaben 3. Methode der Darstellung 4. Das Beispiel Hallenberg: 4.1 Siedlungsentwicklung – Entwicklungstendenz der letzten 30 Jahre – Gegenwärtige Situation – Empfehlungen zur erhaltenden Erneuerung 4.2 Dorfbevölkerung: – Historische Entwicklung – Entwicklungstendenz der letzten 30 Jahre – Gegenwärtige Situation: – Bevölkerungsstand und -dichte – Altersaufbau – Gemeinschaftsleben und Identifikationen – Empfehlungen zur erhaltenden Erneuerung

1. Zielsetzung

In Politik und öffentlicher Meinung besteht heute weitgehend Einigkeit über die Leitvorstellung einer Dorfentwicklung auf der Basis des individuell Vorgegebenen, was häufig mit der dualistischen Formel der erhaltenden Dorferneuerung zusammengefaßt wird.[1] Es geht hierbei um die Berücksichtigung der überlieferten historischen Substanzen bei der Weiterentwicklung eines Ortes, um Bewahrung einer lokalen Identität in einer sich stets wandelnden wirtschaftlichen, sozialen und politischen Umwelt. Für die konkrete Planungspraxis bedeutet dies, daß die zurückliegende Ortsentwicklung bei Erneuerungsmaßnahmen einen mitbestimmenden Stellenwert erhält.

Mit der Zielsetzung der erhaltenden Erneuerung verbindet sich die Hoffnung, Fehler und Irrwege zu vermeiden, die schon von den früheren (lokalen wie überregionalen) Baumeistern und Planern gemeistert wurden.[2] Die Beobachtung des Entwicklungsweges eines Dorfes bleibt also kein Selbstzweck. Letztlich geht es auch nicht vorrangig um den Schutz »formaler historischer Oberflächenreize«, sondern um die Erhaltung einer vielgestaltigen und lebenswerten Umwelt überhaupt.

Die Realisierung des Leitziels der erhaltenden Dorferneuerung hat sich an der Frage zu orientieren, was können wir von den Alten lernen bzw. übernehmen, die unsere Siedlungen aufgebaut, verändert und immer wieder verbessert haben. Die wissenschaftsgerechte Fundierung dieser Aufgabe wird gewährleistet durch eine genetisch-prognostische Betrachtungs- und Vorgehensweise (Erläuterung s. u.), die von mehreren Hochschuldisziplinen erbracht werden kann. Zur Funktion der genetischen Analyse für Gegenwartsentscheidungen bemerkt W. Matzat: »Warum sind denn genetische und historische Erklärun-

[1] Vgl. u. a. den amtlichen Bericht »Dorferneuerung« (1979), S. 14f.
[2] Zahlreiche Anregungen hierzu gab D. Wieland.

gen ... überhaupt nötig, genügt es denn nicht, heutige Strukturen und Systeme zu untersuchen und aus ihrer Analyse heraus auch zu Prognosen für die Praxis der Zukunft zu kommen? Darauf würde ich ganz schlicht antworten: Weil Teilaspekte gegenwärtiger räumlicher Strukturen, Gefüge, Muster usw. nicht begriffen werden können aus heutigen Gegebenheiten, sondern entweder nur genetisch oder nur historisch erklärt werden können. Die Kenntnis der historischen Dimension eines heutigen Tatbestandes gibt doch dem eigenen Urteil eine viel fundiertere Basis und Tiefe – das hat mit Historismus oder Historizismus überhaupt nichts zu tun. Ein Verzicht auf diese Erklärung wäre einfach ein Mangel an Wissenschaftlichkeit« (1975, S. 71 f.).

Zu den klassischen Hochschulfächern, die seit Jahrzehnten Dorfforschung betrieben und einen reichen Fundus an Kenntnissen und Methoden zum Gegenstand Dorf erarbeitet haben, gehören u. a.: Architektur, Geographie, Geschichte, Kunstgeschichte, Soziologie, Volkskunde. All diese Disziplinen verfügen über Forschungsschwerpunkte, die überwiegend bis ausschließlich die zurückliegende Dorfentwicklung beleuchten. Dennoch waren die hier erbrachten Leistungen bislang nur selten daran orientiert, für gegenwärtige Entscheidungen Hilfestellungen anzubieten.

Das offenkundige Defizit an Hilfestellungen der siedlungsgenetischen Forschung für die Praxis abzubauen, versucht die vorliegende Arbeit.[3] Damit ist zugleich die Notwendigkeit verbunden, alle erbrachten Leistungen so transparent, verständlich und zielgerichtet darzustellen, daß diese auch für die Planungspraxis, die Bürger, Politiker und Planer nachvollziehbar und verwertbar werden.

2. *Methoden der Datenbeschaffung*

Mannigfache Daten, Informationen und Kenntnisse sind zur Fundierung von Dorferneuerungs- oder Dorfentwicklungsmaßnahmen, die in der Regel in Dorferneuerungsplänen fixiert werden, notwendig. Im wesentlichen handelt es sich um zwei unterschiedliche methodische Arbeitsbereiche: die Literatur- und Archivarbeit einerseits und die Geländebzw. Feldarbeit andererseits. Schwerpunktsetzung und Intensität der anzuwendenden Methoden hängen von der jeweiligen konkreten Aufgabenstellung ab, aber auch von den spezifischen lokalen Gegebenheiten, z. B. dem Aufbereitungsstand der Ortsgeschichte.

[3] Dieser Beitrag resultiert aus einem mehrjährigen interdisziplinären Forschungsprojekt zwischen Vertretern der Architektur und der Geographie. Das Gesamtergebnis erscheint als Monographie in der Reihe »Essener Geogr. Arbeiten« Biecker/Henkel, Erhaltung und Erneuerung auf dem Lande, 1983. Die Zusammensetzung Architektur/Geographie kam zunächst mehr durch den »Zufall« eines gemeinsamen Fachbereiches zustande, erwies sich jedoch als sehr sachgerecht und sinnvoll. Während in der Architektur mehr die *Gestalt*dimension im Vordergrund steht, wird von der Geographie mehr die *Raum-* bzw. *Umwelt*dimension erfaßt (wenn es erlaubt ist, derart knappe Grenzziehungen vorzunehmen), so daß eine optimale Ergänzungssituation dieser beiden Fächer gegeben ist. Außerdem besteht sowohl in der Architektur als auch in der Geographie neben der gegenwartsbezogenen Arbeit eine lange Tradition der genetischen Analyse.

Empfehlenswert ist eine methodische Breite, damit die gewonnenen Daten und Kenntnisse nicht allzu einseitig abgesichert sind. Je mehr Methoden angewendet und miteinander kombiniert werden, desto größer sind in der Regel Erkenntnissicherheit und -gewinn. Wichtige anwendbare Methoden sind im einzelnen:[4]

2.1 *Literatur- und Archivarbeit*

Ein sinnvoller und ökonomischer Einstieg für die gesamten Erhebungen besteht darin, die ortsbezogene und regionale Literatur einzusehen und auszuwerten. Auch Darstellungen aus zurückliegender Zeit sind zu berücksichtigen und nicht selten von Nutzen. Mit der lokalen Literatur gewinnt man in Einzelfällen schon wichtige Erkenntnisse zu Struktur und Entwicklung des Ortes, wenngleich meist nur auf Einzelaspekte, z. B. die Landwirtschaft, bezogen.

Während die lokale und regionale Literatur in der Regel mehr einen allgemeineren Einstieg vermittelt, dient die Archivarbeit schon der Beschaffung wichtiger Basisdaten der Ortsentwicklung.[5] Es geht hier z. B. um die Sichtung und Auswertung historischer Karten, Zeichnungen und Skizzen. Die meist älteste topographische Kartenaufnahme, die sog. Urkatasterkarte aus der Zeit um 1830, wird vielfach bereits als wichtigste »Einstiegskarte« zur Analyse des gegenwärtigen Ortsbildes genutzt (vgl. Abb. 3). Andere verwertbare »Archivalien« sind die Ortschroniken, die über frühere Dorfbrände, Hochwasser usw. berichten.

Den anschaulichsten Beitrag der Archivarbeit liefert das alte Fotomaterial, das sich in der Regel in Privathand befindet und daher oft mühsam aufzufinden ist. Mit Hilfe alter Fotos läßt sich vielfach die Dorfentwicklung der letzten hundert Jahre recherchieren und darstellen; dies gilt sowohl für sozial-kulturelle, ökonomische und baulich-formale Aspekte. Die alten Bilder vermitteln vor allem Kenntnisse auf den verschiedenen Betrachtungsebenen der Ortsbildanalyse, vom gesamten Dorfbild über Dorfstraße, Dorfgarten bis hin zum Baudetail der Hauseingänge und schließlich sogar der Türgriffe.

Zur Archivarbeit im weiteren Sinne gehört auch die Beschaffung und Auswertung von älteren Statistiken, z. B. der Bevölkerungs- und Wirtschaftsentwicklung, die in den Gemeinde-, Kreis- oder Landesämtern meist aufgearbeitet vorliegen. Am erfolgversprechendsten ist es in der Regel, sich an die jeweiligen Landesämter für Datenverarbeitung und Statistik der einzelnen Bundesländer zu wenden.

2.2 *Gelände- bzw. Feldarbeit*

Im Unterschied zur Literatur- und Archivarbeit, die sich dem Dorf weitgehend durch Schreibtischarbeit zuwendet, ist die Geländearbeit durch unmittelbaren Kontakt zum

[4] Als wegweisende methodische Arbeit ist die Schweizer Publikation »Ortsbildinventarisation. Aber wie?« zu nennen.

[5] Vgl. u. a. Hauptmeyer 1979.

Gegenstand Dorf geprägt. Man praktiziert hierbei sehr unterschiedliche Methoden. Die vier wohl wichtigsten und am meisten angewendeten Möglichkeiten der Geländearbeit sind im folgenden stichpunktartig vorgestellt:

2.2.1. Befragungen

Befragungen dienen in der Regel der Erfassung sozial-ökonomischer Gegebenheiten. Die meist durchgeführte standardisierte Befragung mittels Fragebogen, bei der Formulierung und Reihenfolge der Fragen vorgegeben sind, garantiert die Vollständigkeit, die Vergleichbarkeit und die Quantifizierbarkeit der Antworten und bietet insgesamt eine große Zuverlässigkeit der Ergebnisse.[6]

2.2.2. Beobachtungen

Durch Beobachtungen wird vor allem die Dorfphysiognomie bzw. das Ortsbild erfaßt. Da das Dorfbild sich aus verschiedenen Perspektiven zusammensetzt, unterscheidet man mehrere groß- und kleinmaßstäbige Betrachtungsebenen: das Regionalbild, das Ortsbild, das Ensemble bzw. den Straßenraum, das Einzelobjekt, das Bauteil, das Baudetail. Um die mannigfachen Daten zu ordnen, überschaubar und vergleichbar zu machen, empfiehlt sich die Nutzung einer Karteikarte bzw. Checkliste,[7] die weitgehend aus vorgefertigten Fragen besteht, die überwiegend durch Ankreuzen zu beantworten sind. Darüber hinaus sollte eine derartige Karteikarte auch Freiräume für Fotos, Kartenausschnitte sowie die individuelle Beschreibung von Besonderheiten bereithalten.

2.2.3. Fotografieren

Als eine wesentliche Unterstützung und Dokumentation der Ortsbildinventarisation dient die Fotografie, wobei sowohl Bunt- als auch Schwarzweiß-Aufnahmen ihre spezifischen Vorteile besitzen. Im Idealfall stehen neben den normalen terrestrischen Aufnahmen auch Luftbilder zur Verfügung, die als Schräg- oder Senkrechtaufnahmen besonders gut die Gesamtkonzeption eines Ortes erkennbar machen. Zunächst einmal sollten alle Häuser einzeln von der Straßen- bzw. Eingangsseite her aufgenommen werden, nach Möglichkeit oder Bedarf besonders blickfällige Neben- und Rückseiten zusätzlich.[8] Darüber hinaus ist es unerläßlich, auch die wichtigsten Ensembles, Straßenräume, Blickachsen, Ortszugänge und Dorfränder zu fotografieren. Detailaufnahmen sollten u. a. von Treppen, Türen, Fenstern und Vorgärten gemacht werden. Wichtige Dorfprobleme, wie etwa die Verkehrsbelastung der Hauptstraße, können ebenfalls durch entsprechende Fotos verdeutlicht werden.

[6] Hilfreiche Anregungen zur inhaltlichen Substanz der Fragebögen bietet die Schrift »Rationalisierungsmöglichkeiten bei Sanierungsuntersuchungen«.

[7] Gute Beispiele finden sich in dem Band »Ortsbildinventarisation. Aber wie?«.

[8] Eine vorzügliche Bilddokumentation bietet die Arbeit von B. von der Dollen.

2.2.4. Messen

Zumindest in Einzelfällen wird es sinnvoll und notwendig sein, die wichtigsten Fassaden des Ortes exakt zu vermessen und daraus maßstabsgerechte Zeichnungen herzustellen. Das Ergebnis ist dann z. B. eine maßstabsgerecht gezeichnete Giebelfassadenreihe eines Fachwerkensembles. Die Fassadenvermessung erfolgt heute überwiegend mit Hilfe der exakteren und weniger aufwendigen Fotogrammetrie[9] (im Vergleich zur früheren Handvermessung). In diesem Rahmen zu nennen sind auch die verschiedenen Zählmethoden, die z. B. zur Ermittlung der Verkehrsdichte oder von Verkehrsbelastungen anzuwenden sind. So kann die Belastung der verschiedenartig abgestuften Dorfstraßen und -plätze zu unterschiedlichen Tageszeiten und Wochentagen durch den fließenden und ruhenden Verkehr festgestellt werden. Oder es wird die Frequentierung durch den Fußgängerverkehr erfaßt. Außerdem kann die Lärmbelastung einer Durchgangsstraße durch spezielle Meßgeräte ermittelt werden.

2.3 *Bürgerwünsche sowie kommunale und übergemeindliche Planungsvorgaben. Zur Datenbeschaffung*

Zur Datenbeschaffung gehört nicht zuletzt auch die Erfassung der Bürgerwünsche. Der Dorfbewohner ist in mehrfacher Hinsicht die Basis jeder Dorferneuerung. Er ist deren Adressat und Akteur zugleich. Erfolg oder Mißerfolg einer Dorferneuerung hängen wesentlich davon ab, in welchem Maße die Dorfbürger ihre Unterstützung gewährt haben. Die Beobachtung und Analyse der bisherigen Dorferneuerungspraxis (vor allem Bendixen 1980) läßt erkennen, daß es einmal große – auch regionale – Unterschiede in der Akzeptanz von Dorferneuerungsmaßnahmen gibt und zum anderen die Rolle des Dorfbewohners im Rahmen der Dorferneuerung bislang unterschätzt worden ist.

Zu den wesentlichen Defiziten der Dorfplanung gehören mangelnde Informationen und damit mangelnde Kenntnisse der Dorfbewohner über Ziele und Maßnahmen der Dorferneuerung in den meisten Orten. In einem mit Bundes- und Landesmitteln geförderten Dorf war von sieben befragten Bewohnern,[10] die selbst nicht gefördert wurden, keiner in der Lage, auch nur annähernd die Ziele, die Maßnahmen und die Möglichkeiten der Förderung im Rahmen der Dorferneuerung anzugeben. Derart mangelhafte Informationen, die offensichtlich den planenden Behörden, Verbänden oder Planungsbüros anzulasten sind, führen zu einer Verplanung des Bürgers, die wiederum Desinteresse, Unzufriedenheit und nicht selten einen Boykott der geplanten Maßnahmen zur Folge hat.

Gleichwohl ist folgendes in Rechnung zu stellen: Die Information über geplante bzw. zu planende Dorferneuerungsmaßnahmen wird häufig erschwert durch eine *mangelnde Bereitschaft der Dorfbewohner,* sich über den eigenen Gartenzaun hinaus für lokale Planungen zu interessieren. Das Interesse und die Bereitschaft, sich aktiv für die Dorfer-

[9] Beispiele u. a. in dem Band »Alte Stadt – heute & morgen« (Dinkelsbühl).

[10] Bendixen, S. 112.

neuerung einzusetzen, ist weitgehend auf die eigenen Investitionen beschränkt. Tatsächlich scheint vielen Dorfbewohnern die positive Beziehung zum eigenen Lebensraum, der gegenüber der Stadt als minderwertig empfunden wird, verlorengegangen zu sein. Hier gilt es also, das dörfliche Selbstbewußtsein bzw. die Identifikation mit der historisch gewachsenen Umwelt zu stabilisieren oder wiederherzustellen. Wenn es gelingt, diese Basis zu schaffen, dürften sich alle auftretenden Schwierigkeiten in der Dorferneuerungspraxis, z. B. einander widerstreitende Privat- oder Gruppeninteressen, leichter beheben lassen. Auch hierfür gibt es zunehmend zahlreichere Beispiele.[11] Neben den Bürgerwünschen sind die verschiedenartigen Zielvorgaben der Landes- und Gebietsentwicklungsplanung zu ermitteln und in die jeweilige Dorfentwicklungsplanung einzuarbeiten. Sollte es hier Zielkonflikte geben, müssen diese angesprochen und Lösungen vorgeschlagen werden. Ebenfalls sind die Flächenwidmungen und Maßgaben der lokalen Flächennutzungsplanung zu berücksichtigen.

3. *Methode der Darstellung*

Aus der Fülle der gewonnenen Daten und Erkenntnisse sind Bewertungen und Neuordnungskonzepte für die zukünftige Dorfentwicklung abzuleiten. Diese gemeinsame Aufgabe der Bürger, Politiker und Planer, von der Sache her durch Gedanken- und Interessensauseinandersetzungen gekennzeichnet, bedeutet Schwerstarbeit und überfordert häufig viele Beteiligten. Da Dorferneuerung die gesamte Dorfentwicklung mit ihren komplexen Verknüpfungen wahrnimmt und zu steuern versucht, da Grundkonzepte mit mannigfachen Einzelmaßnahmen abzustimmen sind, stellt sich vor allem das Problem der Überschaubarkeit. Eine erste methodische Notwendigkeit besteht deshalb darin, die verschiedenen Einzelstrukturen des Dorfes auszumachen und übersichtlich darzustellen. Eine durchgeführte Differenzierung erbrachte insgesamt 17 verschiedene (wenngleich nicht völlig gleichgewichtige) Dorfstrukturen. Diese 17 Dorfstrukturen bilden zunächst einmal einen Ordnungs- und Darstellungsrahmen. Die zahlreichen Ergebnisse der unterschiedlichen Erhebungen sind hier sachgerecht einzuordnen. Zum anderen bieten die 17 Einzelstrukturen die Basis eines genetisch-prognostischen Arbeitsverfahrens. Entsprechend den Zielvorgaben der erhaltenden Dorferneuerung kann mit Hilfe von vierstufigen Arbeitsschritten die Dorfentwicklung von der Vergangenheit bis zur Zukunft optimal verfolgt werden. Jeder der 17 Dorffaktoren wird nacheinander auf den vier zeitlich einander folgenden Betrachtungsebenen analysiert und dargestellt (vgl. Abb. 1). Die vier Betrachtungsebenen sind in dieser Reihenfolge:

I. Historische Entwicklung
II. Entwicklungstendenz der letzten 30 Jahre

[11] Vgl. u. a. Konieczny und Rolli.

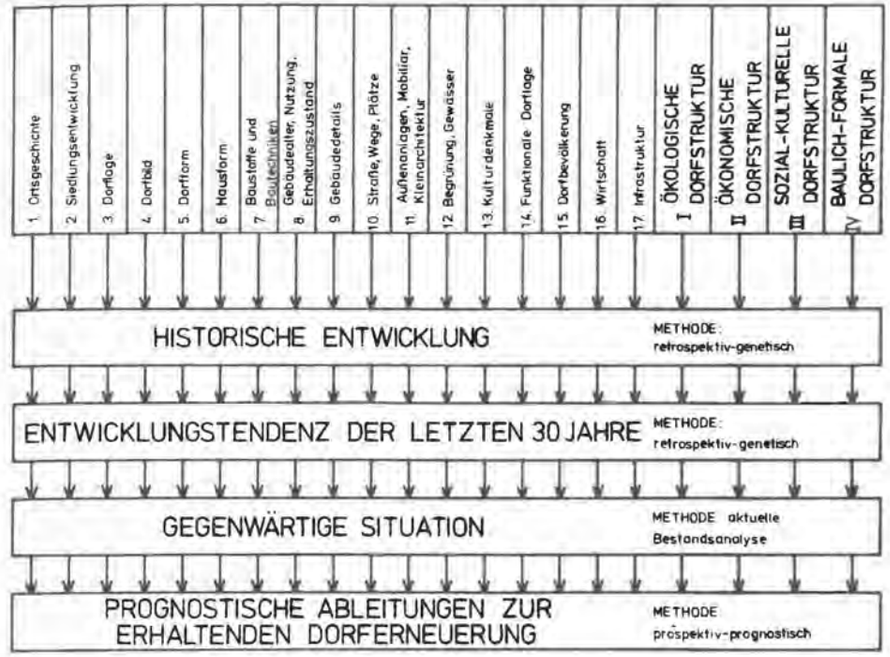


Abb. 1: Modell einer Strukturanalyse für den Dorferneuerungsplan

III. Gegenwärtige Situation
IV. Prognostische Ableitungen zur erhaltenden Dorferneuerung.

Für jede der 17 Einzelstrukturen entsteht durch diese Untersuchungsfolge eine genetische Sequenz, die von der Vergangenheit über die Gegenwart hinaus in die Zukunft hineinreicht.[12] Dieses Arbeitsmodell dient konkret der Erstellung eines Dorferneuerungsplanes bzw. Dorfentwicklungskonzeptes[13] und grundsätzlich dem Ziel, Dorferneuerung wissenschaftlich zu fundieren. Es bietet den verschiedenen Fachdisziplinen einen sachgerechten Einstieg und Arbeitsauftrag und steckt zugleich die Bereiche ab (Ebene IV), die nur zusammen mit Planern, Bürgern und Politikern erarbeitet werden können.

Das hier vorgestellte Arbeits- und Darstellungsschema wurde am Beispiel des Dorfes Hallenberg im südlichen Westfalen (s. Abb. 2) erprobt.[14] Im folgenden sind einige Dorfstrukturen exemplarisch herausgegriffen und in ihrer genetisch-prognostischen Sequenz

[12] Eine ausführlichere Erläuterung des Modells bei Henkel 1979.

[13] Bei diesem Konzept, das ja auch Zielvorstellungen der zukünftigen Gemeindeentwicklung anspricht, handelt es sich praktisch um einen Gemeinde- oder Stadtentwicklungsplan, dessen Notwendigkeit zwar allenthalben betont wird (vgl. u. a. Brösse, S. 178 ff.), dessen politische und juristische Durchsetzung und Verankerung jedoch noch aussteht.

[14] Vgl. Biecker, J. und G. Henkel, 1983.

Abb. 2: Die Lage Hallenbergs in Nordrhein-Westfalen

ausgeführt. Die Ausführung ist der grundsätzlichen Intention verpflichtet, einfach, überschaubar, anschaulich und damit lesbar und praktikabel zu sein. Neben dem erläuternden Text sind daher Karten, Bildpläne, Fotos, Zeichnungen, Graphiken und Tabellenübersichten von hohem Wert. Diese sollen dazu beitragen, dem Dorfbürger und Dorfparlamentarier als wichtigstem Adressaten die anstehenden Probleme, Vorschläge und Aufgaben der Dorferneuerung verständlich zu machen.

Die Auswahl eines Dorfes (Hallenberg ist zwar Titularstadt, von seiner heutigen Größe, Gestalt und Funktion her aber ein Dorf) für das hier ausgeführte methodische Exempel, das prinzipiell auch für Städte anwendbar ist, hat verschiedene Gründe. Zum einen weist die wissenschaftliche Beschäftigung mit ländlichen Siedlungen immer noch erhebliche Defizite auf. Auch ist die Würdigung historischer Orte bislang weitgehend auf Städte, Burgen und Schlösser beschränkt; so wurde im Denkmalschutzjahr 1975 in der Bundesrepublik kein einziges Dorf als Beispiel für Erhaltung und Denkmalpflege benannt. Hinzu kommt, daß ein Dorf im Sinne des Wortes »überschaubarer« ist und daher methodische Vorteile gegenüber den formal, funktional und auch genetisch sehr viel komplexeren Altkernen von Mittel- oder Großstädten bietet.

4. *Das Beispiel Hallenberg*

Siedlungsentwicklung (Dorfstruktur 2 nach Abb. 1).

Merkmale und Details.[15]
Zugehörigkeit zum Alt- oder Jungsiedelland
Siedlungsgründung und epochale Einordnung
z. B. Landnahmephase, Landesausbau
Kirchen-, Kapellen-, Kloster-, Burg-, Schloßbauten
Siedlungsausbau und Wüstungsphasen
Neuaufbau- und Erweiterungsphasen
Dorfbrände und ihre Auswirkungen auf die Siedlungsentwicklung
Bauliche Ortsentwicklung vor allem seit der Zeit des Urkatasters bis zur Gegenwart
Hier auch: Gutsbildung, Schulbauten, wichtige Brücken, Bahnhofsgebäude, Gewerbebauten

4.1 Siedlungsentwicklung

Historisch faßbar wird die Besiedlung des Raumes Hallenberg im Frühmittelalter. Von Norden her erfolgt im 8. Jahrhundert die Landnahme der Sachsen, die auf ihrer Wanderung von der Ostsee nach Südwesten gegen 700 die Lippe überschreiten und sich bis an die Mainlinie (u. a. Sachsenhausen) ausbreiten. Belegt wird die »Saxonisierung« Westfalens und Hessens durch eien Fülle von Ortsnamen auf -hausen und auch -dorf. Im Stadtraum Hallenberg handelt es sich z. B. um die Orte Gundringhausen, Merklinghausen, Braunshausen und wahrscheinlich auch Liesen, die auf eine sächsische Gründung des 8. Jahrhunderts hinweisen. Ähnliches gilt von den benachbarten Orten Wunderthausen, Ronninghausen, Rengershausen, Hommershausen und Sachsenberg. Der Raum Hallenberg ist somit dem altbesiedelten Land zuzurechnen.

[15] Merkmale und Details zu allen 17 Dorfstrukturen nach Abb. 1 s. Henkel 1979, S. 104 ff.

Am Ende des 8. Jahrhunderts beginnt die Eingliederung der heidnischen Sachsenstämme in das christliche Frankenreich (772: Reichsversammlung in Worms und Beginn des Feldzuges; 794: Entscheidungsschlacht gegen die Sachsen auf dem Sintfeld südlich Paderborn; 799: Reichsversammlung in Paderborn mit Karl dem Großen und Papst Leo III.). Die Festigung des karolingischen Reiches erfolgte vor allem durch den Bau von Klöstern und Kirchen. Die erste Kirche im Raum Hallenberg wurde in Merklinghausen begründet; deren erste archivalische Nennung stammt von 1147.[16] Die Merklinghauser Kirche, deren Kern dem 12. Jahrhundert zugerechnet wird, liegt südöstlich der Hallenberger Altstadt, unmittelbar außerhalb des ehemaligen Mauernringes. Sie wird heute »Unterkirche« genannt.

Das Hochmittelalter, die Blütezeit des Städtewesens und Phase zahlloser Stadtgründungen in Mitteleuropa, brachte auch im Raum Hallenberg eine entsprechend grundlegende Veränderung der bisherigen Siedlungslandschaft. Um 1250 wird auf einem Talsporn zwischen Nuhne und Weife – wenige hundert Meter oberhalb der Merklinghauser Kirche – die Stadt Hallenberg begründet. Die alte Talsiedlung Merklinghausen kann mit dieser Neugründung nicht konkurrieren und fällt, wie sicherlich manch andere benachbarte Kleinsiedlung, wüst. Die Felder der aufgegebenen Orte werden jetzt von Hallenberg aus bewirtschaftet.

Unmittelbar nach der Gründung erhält die neue Stadt zwei wichtige Steinbauten: auf der höchsten Geländestelle eine Burganlage, die bereits 1258 belegt ist, und kaum 100 Meter westlich davon eine Pfarrkirche, deren Existenz zum erstenmal 1287 urkundlich überliefert ist. Während die Pfarrkirche trotz mehrfacher Beschädigung durch kriegerische Angriffe und Brände im wesentlichen erhalten geblieben ist, ist die Burganlage gänzlich abgetragen. Der ehemalige Burgplatz ist allerdings bis heute bebauungsfrei geblieben und trägt noch den Namen »Burg«. Entsprechend ihrer militärisch-strategischen Funktion besaß die Stadt Hallenberg eine Ringmauer mit 7 Türmen und 2 Stadttoren: das Nikolaitor oder Untere Tor im Südosten und das Katharinentor oder Obere Tor im Norden. Das Obere Tor hatte einen schönen Uhrturm, das Untere Tor beherbergte ein Arrestlokal. Rings um die Mauer war ein Wallgraben angelegt. Die gesamte Befestigungsanlage wurde inzwischen beseitigt bzw. eingeebnet. Auf der ältesten Karte Hallenbergs von 1805 sind die Ringmauer und beide Tore noch eingetragen. Die Tore sind im Jahre 1811[17] abgebrochen worden. Die Beseitigung von Mauer und Wallgraben wurde in den folgenden Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts durchgeführt. Lediglich ein etwa 10 Meter langer Rest der Stadtmauer, der zugleich als Wand eines Backhauses gedient hatte, blieb im unteren Bereich der Straße »An der Mauer« erhalten. Ein ähnliches Ende wie Burg und Befestigungsanlagen erlebten die Hallenberger Rathäuser: Das im Jahre 1424 erbaute mittelalterliche Rathaus, das westlich der Kirche am Marktplatz im Bereich des heutigen Hauses »Markt 2« stand, wurde 1829 abgerissen.[17] Das folgende Rathaus, ein dreigeschossiges Mansardendachhaus, war als Wohnung eines kölnischen Richters erbaut worden und diente anschließend als Amtshaus: am 12. 2. 1974 fiel dieses bedeutsame städtische Baudenkmal dem Bagger zum Opfer.

[16] Die Angaben zur mittelalterlichen Siedlungsgeschichte Hallenbergs entstammen dem Band: Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen, Kreis Brilon, S. 242ff.

[17] Chronik von F. Lachemeyer.

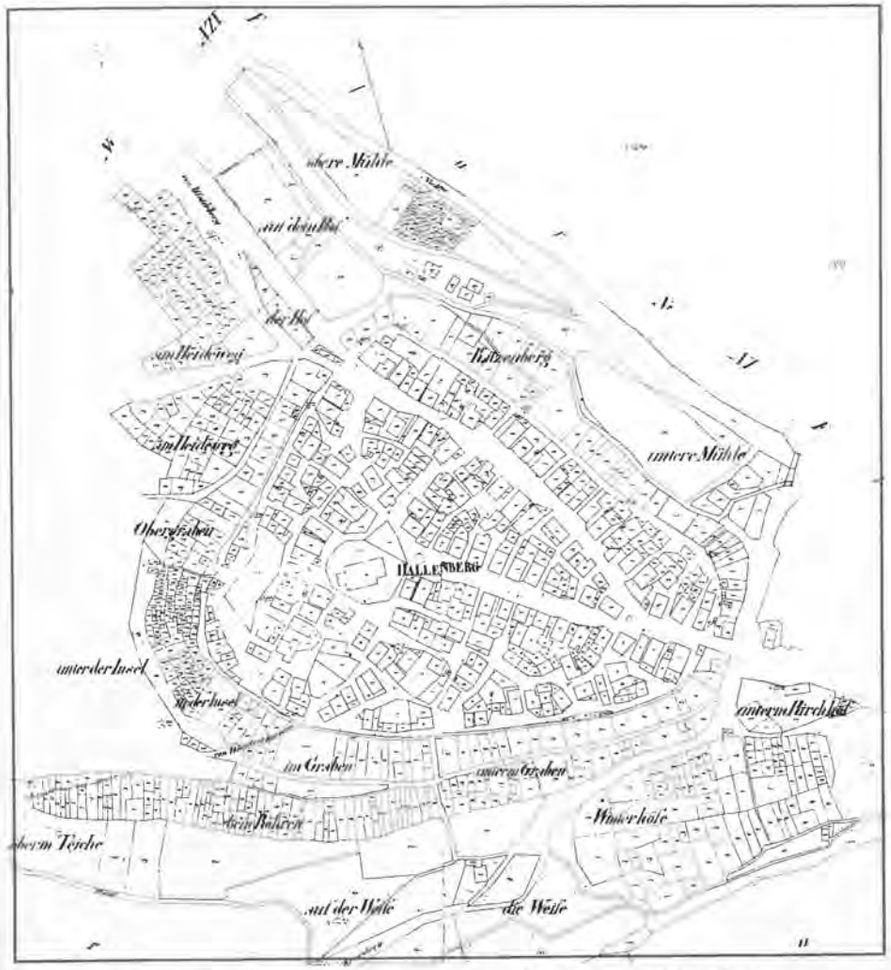


Abb. 3: Plan Hallenbergs von 1831 (Urkataster, Original im Katasterarchiv Brilon)

Die Siedlungsentwicklung der Bauern- und Bürgerhäuser Hallenbergs seit dem Mittelalter kann bislang nicht lückenlos rekonstruiert werden. 1461 zählte Hallenberg 61 Häuser, die allesamt innerhalb der Ringmauer lagen.[17] Die noch relativ geringe Anzahl der Häuser

zeigt an, daß innerhalb der Mauern größere Freiflächen – z. B. Gärten und Viehweiden – existierten. Da aber die Zeit des ausgehenden 14. und 15. Jahrhunderts von wirtschaftlicher und politischer Instabilität (Zeit der Fehden) gekennzeichnet war und die meisten westfälischen Städte teilweise wüst darniederlagen, kann für die Hallenberger »Blütezeit« von 1250 bis etwa 1380 ein etwas höherer Besatz an Häusern angenommen werden. Für die Jahrhunderte der Frühneuzeit fehlen sichere Daten. Überliefert sind jedoch die großen Stadtbrände von 1519 und – durch die Schweden – 1634.[17] Gerade unter den ständigen Auseinandersetzungen während des 30jährigen Krieges hat die Stadt sehr leiden müssen.

Bei Beginn der modernen Zählungen durch die Preußen im Jahre 1818 zählte man in Hallenberg 181 Wohngebäude; in einem Wohngebäude lebten damals durchschnittlich noch 8 Personen. Die Bebauung war 1831 (Abb. 3) noch ausschließlich auf das Gebiet innerhalb des ehemaligen Stadtmauerbereiches (Straßenring gebildet aus Mühlenstraße, Pontstraße, An der Mauer) beschränkt. Es bestand also eine etwa 600jährige unveränderte Kontinuität von Siedlungsplatz und besiedelter Fläche.

Die ersten geringfügigen Stadterweiterungen vollzogen sich in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts entlang der Durchfahrtsstraße Richtung Winterberg sowie im Bereich der äußeren Ringstraße (Grabenstraße). Zu Beginn des 20. Jahrhunderts folgten einige Neubauten in der Umgebung des 1908 eröffneten Bahnhofs, dann weiter an der Merklinghauser Straße in Richtung Winterberg und Frankenberg; dazu kommt eine kleine Häuser-

Abb. 4: Älteste Zeichnung Hallenbergs von 1879, naturgetreu aufgenommen nach einem Foto von 1879 (Original im Stadtarchiv Hallenberg)

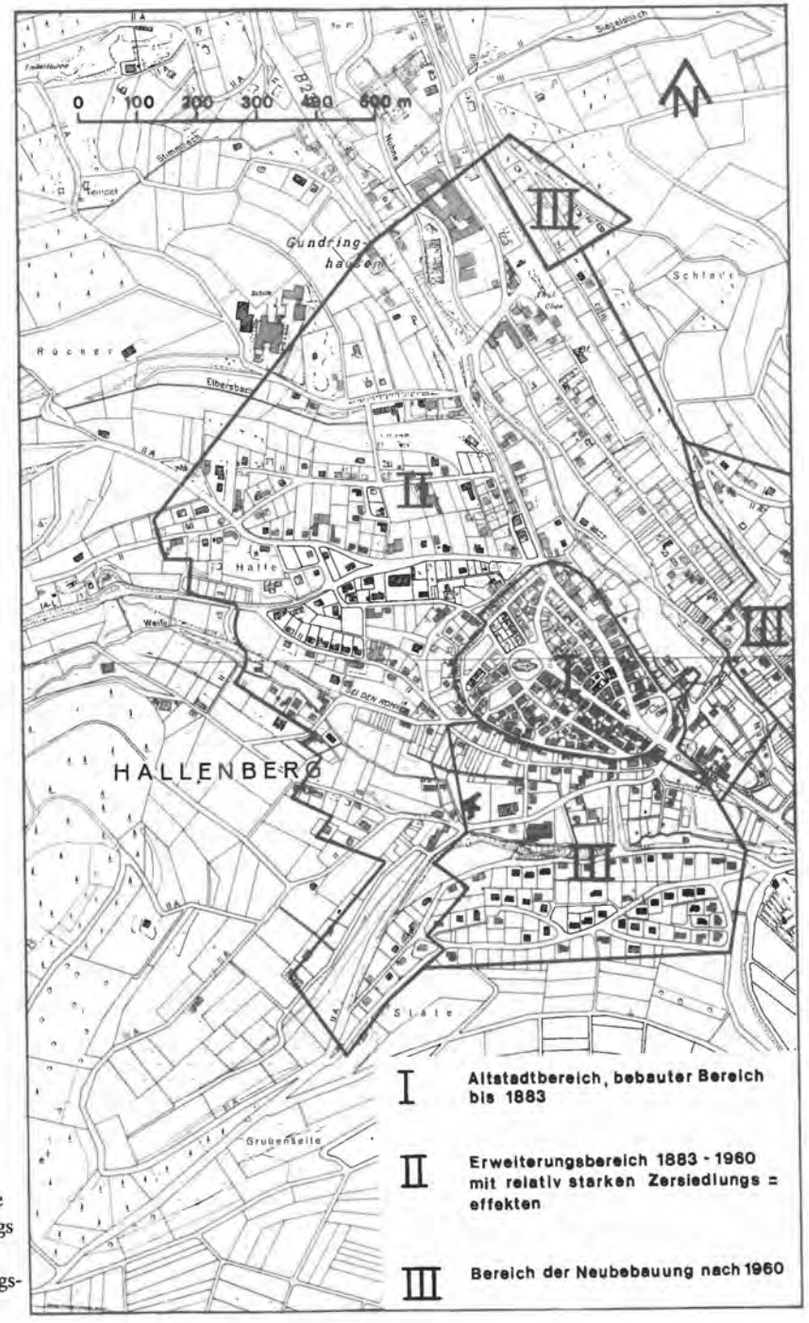


Abb. 5: Baugebiete Hallenbergs nach Entstehungsphasen

gruppe südlich der Weife. Vergleicht man die Anzahl der Wohnhäuser von 1818 (181 Gebäude) und 1905 (193 Gebäude), so erkennt man das geringe Wachstum im 19. Jahrhundert (s. Abb. 4 und 9). Innerhalb des Stadtkerns hat der große Brand von 1874, dem knapp ein Drittel aller Gebäude zum Opfer fielen, trotz baldigen Wiederaufbaus der meisten Häuser zu verschiedenen Veränderungen geführt. Vor allem wurde die Ortstraße, die vorher ein schmaler und sich um Häuser windender Weg war, verbreitert und planmäßig so bebaut, wie wir sie heute kennen. Die Bauentwicklung Hallenbergs, die zwischen 1818 und 1905 etwa einen gleichbleibenden Stand hielt, verstärkte sich nach 1905 ganz erheblich: Von 1818 bis 1905 betrug die Wachstumsrate an Wohngebäuden 7%, in den erheblich kürzeren Zeitspannen von 1905 bis 1925 dagegen schon 20% und von 1925 bis 1950 sogar 42%.

Entwicklungstendenz der letzten 30 Jahre

In der Bautätigkeit verstärkte sich noch die Tendenz der Vorkriegszeit. Von 1950 bis 1970 nahm der Bestand an Häusern um 58% zu. Im gleichen Zeitraum stieg die Wohnbevölkerung lediglich um 12%; d. h. die Wohndichte je Wohngebäude ist erheblich abgesunken. Die starke Bautätigkeit nach dem Zweiten Weltkrieg hat das bis dahin weitgehend geschlossene und seit dem Mittelalter wenig veränderte Siedlungsbild Hallenbergs (s. Abb. 4) in mancher Weise aufgelöst. Zum ersten Mal seit der Stadtgründung wandte sich die Neubebauung entschieden von der Altstadt ab und dehnte sich auf nahezu alle benachbarten Hänge aus, so daß man inzwischen bereits von erheblichen Zersiedelungsnachteilen sprechen kann (vgl. Abb. 5 und 6). Vergleichsweise ruhig verlief die Bautätigkeit im Altstadtbereich (Abb. 7). Abrißmaßnahmen blieben relativ selten, wenngleich in manchen Fällen sehr schmerzlich: so im Bereich des alten Nikolaitores, wo der Moloch Verkehrsausbau die empfindlichste Wunde im Stadtkörper hinterlassen hat, oder der Abriß des alten Amtshauses (noch 1974!) in der oberen Petrusstraße, das einem modernen Sparkassenbau weichen mußte.

Gegenwärtige Situation

Die Anzahl der Wohngebäude in Hallenberg ist in den letzten 150 Jahren (von 1818 bis 1970) um 188% gestiegen (vgl. Abb. 9). Im gleichen Zeitraum wuchs jedoch die Bevölkerungszahl lediglich um 92%. Dies bedeutet, daß die durchschnittliche Relation Einwohner je Wohngebäude gesunken ist: Waren es 1818 noch 8,2 Personen, die durchschnittlich in einem Wohngebäude lebten, sind es 1977 nur noch 4,4 Personen. Daß sich hier eine Verbesserung der Wohnqualität bzw. der privaten Infrastruktur vollzogen hat, liegt auf der Hand.

Die starke Bautätigkeit in diesem Jahrhundert und vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg hat dazu geführt, daß Hallenberg heute physiognomisch, funktional und genetisch aus zwei sehr unterschiedlichen Gliedern besteht (vgl. Abb. 5 und 8). Auf der einen Seite die Altstadt, beharrend am gleichen Platz seit 730 Jahren, gekennzeichnet

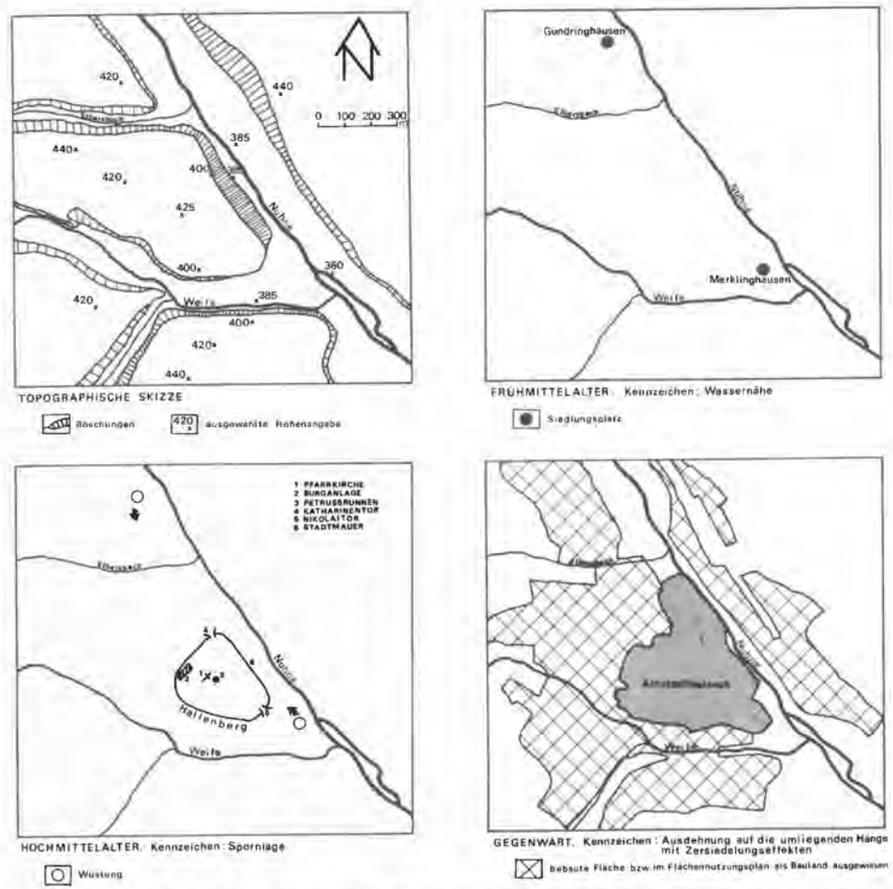


Abb. 6: Wandel der historisch gewählten Lagemotive vom Frühmittelalter bis zur Gegenwart

durch überlieferte Bausubstanz, funktional geprägt durch Kirche und Rathaus, durch Landwirtschaft, Handwerk und Handel. Auf der anderen Seite, auf nahezu alle Ortsränder verteilt, neue Wohnsiedlungen, Industriegebiete und ausgelagerte Infrastruktur wie Schulzentrum und Feuerwehrhaus.

Die Altstadt gilt heute allen Hallenberger Bürgern als gemeinsame Identifikationsmasse (s. Abb. 8), dies äußert sich z. B. in der Auswahl der Motive für die Fremdenverkehrswerbung. Andererseits ziehen die meisten Hallenberger das Wohnen »im Grünen« am Ortsrand dem Wohnen in der Altstadt vor. Hier wird eine Diskrepanz deutlich, die bei Überlegungen und Entscheidungen für die zukünftige Stadtentwicklung besonders zu beachten ist.

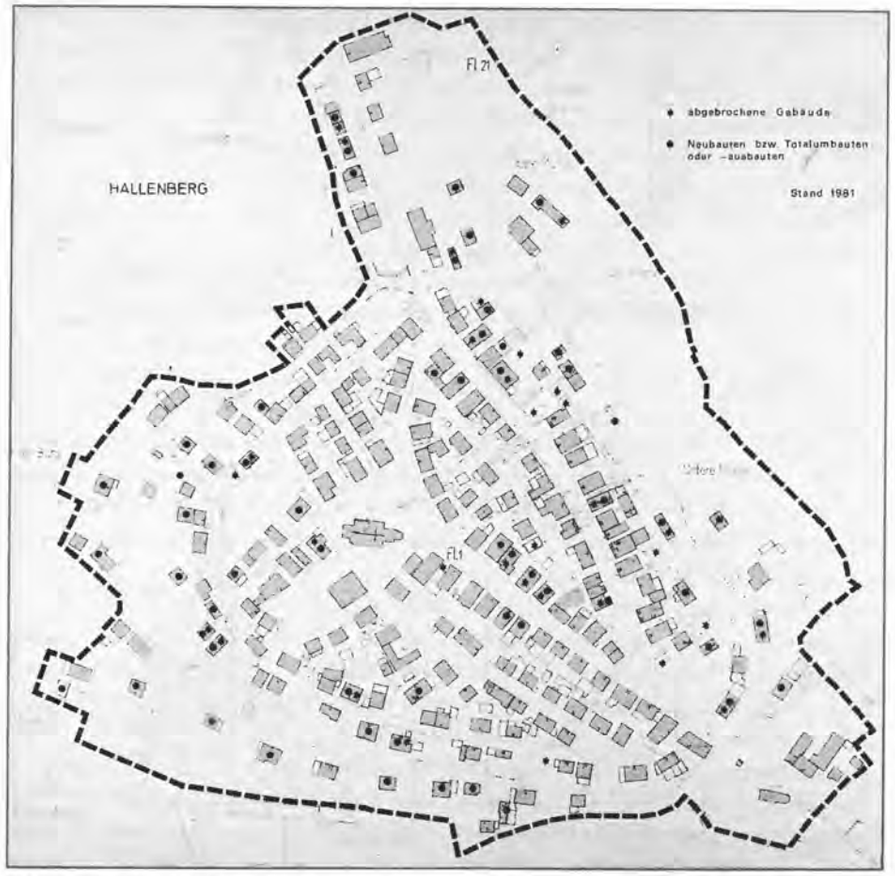


Abb. 7: Bauliche Veränderungen im Ortskern nach 1945

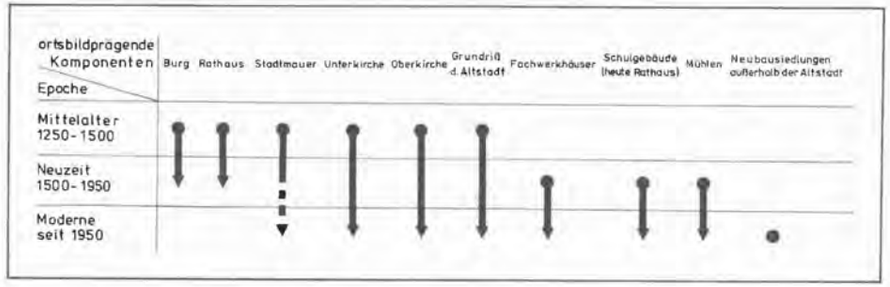


Abb. 8: Ortsbildprägende Substanzen Hallenbergs vom Mittelalter bis zur Gegenwart

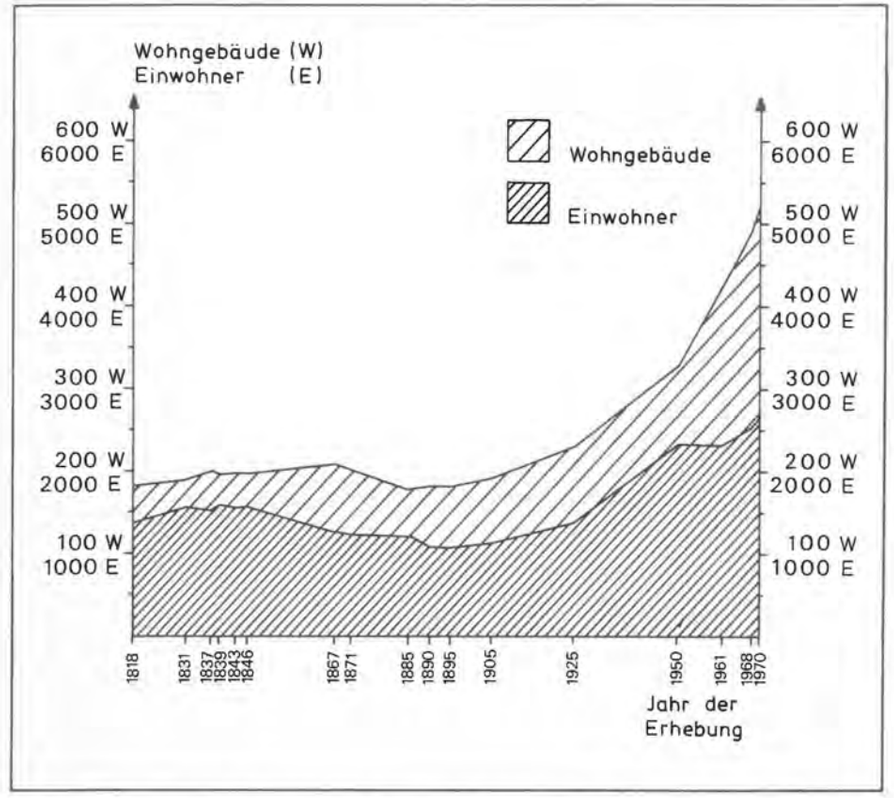


Abb. 9: Wohngebäude und Einwohner in Hallenberg von 1818 bis 1970

Empfehlungen zur erhaltenden Erneuerung

Die baulichen Aktivitäten der öffentlichen und privaten Hand sind verstärkt auf die Altstadt zu lenken, die in den letzten 30 Jahren eindeutig gegenüber den Neubaugebieten vernachlässigt wurde. Man sollte etwa, wie dies neuerdings in Baden-Württemberg praktiziert wird, jungen Familien mit öffentlichen Geldern eine Starthilfe geben, falls diese ein Haus im alten Stadtkern erwerben und bewohnen wollen. Entscheidend verbessert werden kann die Wohnqualität der Altstadt durch einen massiven Abbau der Verkehrsbelastungen. Die öffentliche Hand muß in dieser und ähnlicher Weise etwas tun, ansonsten ist die bauliche Substanz der Altstadt auf Dauer nicht zu erhalten. Den öffentlichen Vorgaben und Anreizen werden die privaten Investitionen mit Sicherheit folgen. Auch für wohlhabende Familien und solche mit Kindern dürfte die Altstadt wieder interessant werden.

In der Stadtumgebung ist darauf zu achten, weitere Zersiedelungsmaßnahmen unbedingt zu vermeiden. Vorhandene Zersiedelungsnachteile sind durch Abrundung und Schließung von Zwischenflächen sowie Begrünung zu mindern. Jedoch sind die Talbereiche der Nuhne und Weife unterhalb der Altstadt von jeder weiteren Bebauung freizuhalten. Dieser natürliche Grünzug dient einmal der Erhaltung des topographisch markanten Stadtbildes sowie der Blickachsen auf die Altstadt, und zum anderen bietet sich hier eine ideale dorfgemäße Spiel- und Erholungszone in unmittelbarer Nähe von Altstadt und Neubausiedlungen.

4.2 *Dorfbevölkerung*

(Dorfstruktur 15 nach Abb. 1)

Merkmale und Details:
Einwohnerzahl, Dorfgröße
Altersaufbau, auch: jeweils im Dorfkern oder Neubaugebiet
Geburten, Sterbefälle, Wanderungen
Religion, Staatsangehörigkeit, Familienstand, Haushalte
Schulabschluß, Sozialschichtung, Berufsgliederung
z. B. Unter-, Mittel-, Oberschicht
evtl. auch Klassifizierung nach Landarbeiter-, Kleinbauern-, Großbauerndorf
Gemeinschaftsleben und Identifikation
z. B. Nachbarschaftshilfe, Vereinswesen, Brauchtumspflege, Dorffeste, Identifikation mit dem Dorf und der dörflichen Lebensgemeinschaft.

Historische Entwicklung

Die Bevölkerungszahl Hallenbergs dürfte im Mittelalter – auf der Basis von Schätzungen nach der Stadtfläche im Vergleich mit anderen Orten ähnlicher Größenordnung – zwischen 600 und 1000 betragen haben. Sicherlich haben durch Kriege, Seuchen und Hungersnöte vor allem während des Mittelalters und der Frühneuzeit bedeutsame Bevölkerungsschwankungen stattgefunden. Jedoch lassen sich diese aufgrund fehlender Quellen kaum noch exakt nachvollziehen.

Erst seit Beginn des 19. Jahrhunderts haben wir durch die regelmäßigen Volkszählungen sowie die Ortschronik einen guten Überblick über die Bevölkerungsentwicklung Hallenbergs (s. Abb. 9). Im Jahre 1818 hatte die Stadt bereits 1371 Einwohner und war damit nach Brilon und Medebach der drittgrößte Ort im damaligen Kreise Brilon. Zum weiteren Vergleich sei angemerkt, daß manche Ruhrgebietsstädte, die heute Großstädte sind, damals nicht größer waren als Hallenberg. Der relative Reichtum, der damals diese Bevölkerung trug, bestand aus dem Wald als begehrtem Holzlieferant, den Erträgen der Landwirtschaft, dem gut ausgebildeten Dorfhandwerk sowie dem traditionsreichen lokalen Handel.

Von 1818 bis 1843 stieg die Bevölkerungszahl Hallenbergs um 13% auf 1548 und erreichte damit einen Stand, der erst nach dem Zweiten Weltkrieg überschritten wurde. Seit 1843 folgten bis etwa 1895 Jahrzehnte stetiger Bevölkerungsabnahme. Große wirtschaftliche Not führte zu enormen Wanderungsverlusten. Hallenberg gilt als die am stärksten von Abwanderungen betroffene Stadt im Altkreis Brilon. Hunderte vor allem junger Hallenberger Bürger sahen sich genötigt, ihre Stadt wegen mangelhafter Existenzbedingungen zu verlassen und in die neuen Industriegebiete an Rhein und Ruhr oder aber nach Amerika auszuwandern. Insgesamt war die Bevölkerungszahl Hallenbergs von 1843 bis 1895 um 31% und damit weit unter den Stand von 1818 abgesunken.

Seit 1895 verläuft die Bevölkerungsentwicklung Hallenbergs wieder positiv. Die Gründung von kleineren und mittleren Unternehmen der Holz-, Stein- und Kleineisenindustrie schuf alternative Arbeitsplätze zur Land- und Forstwirtschaft. Außerdem wirkte der Ausbau von Chausseestraßen, der Postanschluß und die Begründung des Bahnanschlusses (1908) konjunkturbelebend auf den abgelegenen Gebirgsort. Hinsichtlich der Sozialschichtung war die Bevölkerung Hallenbergs im 19. und frühen 20. Jahrhundert überwiegend der Unter- und Mittelschicht zuzuordnen. Angehörige der Oberschicht waren in dem Ort, der im wesentlichen von Kleinbauern geprägt war, nur vereinzelt anzutreffen. Das Gemeinschaftsleben war in Hallenberg – wahrscheinlich durch die periphere Lage mitgeprägt – ausgesprochen lebendig und eng verflochten. Nachbarschaftshilfe, Sozialzwang, Brauchtumspflege und gemeinsame Feste verdienten noch das Prädikat einer dörflichen Lebensgemeinschaft.

Entwicklungstendenz der letzten 30 Jahre

Den größten Bevölkerungsanstieg seiner Geschichte erlebte Hallenberg mit 62% in den letzten Kriegs- und ersten Nachkriegsjahren (1944–1948), als zahlreiche Heimatvertriebene aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten, aber auch aus den zerbombten westdeutschen Städten, hier eine neue Heimat suchten.

Freilich konnte der Bevölkerungsstand von 1946/48 nicht gehalten werden. Viele Heimatvertriebene, aber auch manche Einheimische wanderten vor allem in den Jahren bis 1960 in die wiedererstarkten Ballungsgebiete an Rhein und Ruhr ab. Etwa um das Jahr 1960 wurde dieser Bevölkerungsrückgang beendet und von einem leichten, aber kontinuierlichen Anstieg abgelöst. Sowohl die Geburten/Sterbefallbilanz als auch die Wanderungsbilanz ist gegenwärtig in Hallenberg positiv. So standen 1970 den registrierten 98 Fortzügen 120 Zuzüge gegenüber.[18] Bei den Zuzügen handelt es sich überwiegend um jüngere Menschen aus den Dörfern der Umgebung sowie um ältere Menschen aus Großstädten und Ballungsgebieten, die hier ihren Altersruhesitz einrichten.

Eine demographisch gefährliche Entwicklung hat sich in den letzten 30 Jahren in der Hallenberger Altstadt vollzogen. Es ist hier ein deutlicher Trend zu beobachten, der die

[18] Beiträge zur Statistik des Landes Nordrhein-Westfalen. Heft 3 d, Düsseldorf 1973.

Entwicklung zu einem Wohnbereich der alten Menschen, der Alleinstehenden, der Ausländer, der mehr oder weniger Minderbemittelten und der Familien mit landwirtschaftlichen Klein(st)betrieben anzeigt. Familien mit vielen Kindern, die jüngere Generation, Erwerbstätige mit wirtschaftlichen Erfolgen sind in den vergangenen 20–30 Jahren aus der Altstadt fortgezogen oder haben von vornherein ihre Neubauten, ihre Einfamilienhäuser außerhalb des Stadtkerns errichtet. Die Bebauung außerhalb des Ortskerns bot größere Freiräume um das Haus herum für Garten und Spielfläche. Man hängt hier mit dem Nachbarn nicht so dicht aufeinander, der Ausblick ist weiter, ein Neubau wird den räumlichen und technischen Bedürfnissen moderner Ausstattung gerechter. Sicherlich spielte auch der grundsätzliche (Mode-)Trend der vergangenen Jahrzehnte eine Rolle, alten Dingen den Rücken zu kehren.

Gegenwärtige Situation

Bevölkerungsstand und -dichte

Auf einer Gesamtfläche von 65,4 qkm hatte die Stadt Hallenberg (Kommune) am 31. 12. 1977 eine Einwohnerzahl von 4628, was einer Bevölkerungsdichte von 71 Einw./qkm entspricht. Hinter dem benachbarten Medebach (Dichte 58) besitzt Hallenberg die geringste Einwohnerdichte unter den Gemeinden des Hochsauerlandkreises. Die Einwohnerdichte des gesamten Kreises liegt bei 137, die des Landes NRW bei 500. Der Bundesdurchschnitt beträgt ca. 245 Einw./qkm. In der Hallenberger Altstadt leben derzeit (1978) 702 Einwohner,[19] das sind ca. 25% des Ortes. Bei einer Altstadtfläche von 14,43 ha bedeutet dies eine Bevölkerungsdichte von 48,64 Einwohner je ha. Nach den Zielvorstellungen des Gebietsentwicklungsplanes Hochsauerlandkreis beträgt die angestrebte Wohnsiedlungsdichte des Wohnsiedlungsbereiches Hallenberg 30–40 Einw./ha. Diese Diskrepanz zeigt an, daß die gegenwärtige Wohnsiedlungsdichte der Altstadt zu hoch liegt, womit durchaus ein wichtiger städtebaulicher Mangel – in einer Landgemeinde – ausgewiesen ist.

Altersaufbau (s. Tab. 1 und 2):

Der Altersaufbau der Hallenberger (Kommune)[20] Bevölkerung zeigt an zwei Stellen deutliche Unterschiede zu den Kreis- und Landeswerten: Einmal ist der Bevölkerungsanteil der Einwohner bis zu 15 bzw. 20 Jahren erheblich größer (30,6% gegenüber 23,3% in NRW), was in einer ausgesprochen hohen Geburtenrate seine Ursache hat. Bevölkerungspolitisch besitzt Hallenberg damit die gesunde Basis einer als ideal geltenden Bevölkerungspyramide. Die zweite Hallenberger Abweichung betrifft die Altersgruppe der 20- bis

[19] Eigene Erhebungen 1978.

[20] Braunshausen, Hallenberg, Hesborn und Liesen; seit dem 1. 1. 75 zur neuen Kommune Hallenberg vereinigt. Vgl. Biecker u. Henkel 1979, S. 15 f.

Tab. 1: Altersaufbau der Wohnbevölkerung 1970 in Prozent (Gebietsstand: 1. 1. 1975)

	unter 15 Jahren	15–20	20–40	40–60	60–65	über 65 Jahre
Hallenberg	30,6	8,3	22,6	22,5	5,1	10,9
Hochsauerlandkreis	27,4	7,5	25,7	22,2	5,5	11,7
NRW	23,3	6,7	27,8	23,9	6,0	12,3

Quelle: Beiträge zur Statistik des Landes NRW. Sonderreihe Volkszählung 1970, Heft 16. Ausgewählte Gemeindeergebnisse. Düsseldorf 1976.

Tab. 2 Altersaufbau der Wohnbevölkerung 1978

	bis 5	5–15	15–20	20–40	40–60	60–65	über 65 Jahre
Altstadtbereich Hallenberg[1])	34 4,9%	125 17,9%	74 10,6%	170 24,3%	185 26,4%	24 3,4%	88 12,6%
Land NRW[2])	6,3%	14,3%	7,7%	28,2%	23,6%	5,0%	14,9%

Quelle: [1]) Eigene Erhebung
[2]) Statistisches Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland.

40jährigen, deren Anteil merklich unter den Vergleichswerten des Landes liegt. Bei den hier »fehlenden« Jahrgängen in Hallenberg spielen vor allem die Abwanderungen meist junger Leute in den 50er und 60er Jahren eine besondere Rolle.

Leichte Unterschiede zeigt das Bild der Altersgruppen in den vier Hallenberger Ortsteilen: So fällt vor allem auf, daß im Ortsteil Hallenberg der Anteil der Einwohner unter 15 Jahren niedriger liegt als in den benachbarten Dörfern. Diese Beobachtung verstärkt sich im Bereich der Altstadt Hallenberg.[21] Die Gruppe der Kinder bis zu 5 Jahren ist hier nur noch mit 4,9% vertreten; Ortsteil Hallenberg: 5,7, Stadt Hallenberg: 6,4, Land NRW: 6,3. Damit ist ein Trend angezeigt, der für die Altstadt in Zukunft eine Gefahr bedeuten kann. Gemeint ist die Abwanderung junger Familien mit Kindern aus der grünarmen und verkehrsreichen Altstadt in die ruhigen kinderfreundlichen Randbereiche.

[21] Eigene Erfahrungen 1978.

Gemeinschaftsleben und Identifikation

Das Gemeinschaftsleben in Hallenberg ist noch durch ein enges Netz sozialer Kontakte geprägt. In besonderer Weise gilt dies für die Altstadt. Eine im Herbst 1978 durchgeführte Befragung erbrachte hier folgende Ergebnisse: 98% der Altstadtbewohner kennen sich in der Nachbarschaft mit Namen. Das nachbarschaftliche Verhältnis wird von 93,1% der Bewohner als gut bezeichnet: 15,4% der Bevölkerung sind mit anderen Altstadtbewohnern richtig befreundet, 21,2% besuchen sich gelegentlich, 56,5% kennen sich so gut, daß man sich grüßt und sich gegenseitig hilft. Nur 5% der Bewohner nehmen wenig Notiz voneinander, in einem einzigen Falle (0,5%) meidet man sich. Sehr stark frequentiert wird von der Altstadtbevölkerung das Vereinsleben. 72,3% der Bewohner sind Mitglied in mindestens einem Verein. 34,2% der Vereinsmitglieder treffen sich wenigstens einmal pro Woche, 18,1% monatlich.

Die Brauchtumspflege besitzt in Hallenberg noch einen hohen Stellenwert. Eine sehr lange Tradition hat z. B. die alljährliche Wallfahrt zu Ehren der Madonna in der Unterkirche und der ebenfalls jährlich durchgeführte Osternachtsumzug, der möglicherweise vorchristliche Elemente enthält. Eine jüngere, aber schon sehr lebendige Tradition kann – seit 1964 – die Hallenberger Freilichtbühne aufweisen, die jeden Sommer mit lokalen Spielern und Helfern ihre Festspiele durchführen. Die genannten Veranstaltungen sind über Hallenberg hinaus weit bekannt und ziehen alljährlich Tausende auswärtiger Besucher an.

Die Identifizierung mit ihrer Stadt ist bei den Hallenberger Bürgern sehr groß. Nur 10% der Bewohner der Altstadt antworteten auf die Frage, ob sie wegziehen würden, wenn ihnen in einem anderen Ort eine vergleichbare Wohnung angeboten würde, mit »Ja«. 90% möchten also um jeden Preis in Hallenberg wohnen bleiben, selbst wenn ihnen die Umzugskosten erstattet würden. Auf die Frage, was unbedingt erhalten bleiben sollte, antworten 30% der Altstadtfamilien: Das alte Stadtbild, die Altstadt, der Stadtkern. 42,5% der Familien gehen noch weiter und fordern die unbedingte Erhaltung der alten Gebäude, vor allem der Fachwerkhäuser. Aus diesen ständig und spontan wiederkehrenden Wünschen und Forderungen ist ganz klar das Hauptanliegen der Bürger zu erkennen, die Erhaltung ihrer Altstadt. Deutlich wird die Angst erkennbar, man könne hier Veränderungen vornehmen. Weiterhin erstreckt sich der Wunsch zur Erhaltung auf die Grünanlagen (11% der Familien), die alten Bäume, den Wald und die gesamte ländliche Umgebung.

Wichtig sind für die Bürger im einzelnen besonders die alten Kirchen, die Kapellen, die alte Schule, der Petrusbrunnen, die Teile der alten Stadtmauer, der alte Bahnhof, die Denkmale, die Freilichtbühne, die Burganlage und das gesamte Straßenbild. Zu all diesen Bereichen hat man eine enge Beziehung und deshalb wünscht man sich, daß alles so bleibt, wie es ist. Dies ist den Bürgern offenbar genau so wichtig wie das gute nachbarschaftliche Verhältnis. Bemerkenswert ist, daß auch den Bewohnern der Neubausiedlungen Hallenbergs die Altstadt als beherrschendes Identifikationsmerkmal gilt. Wenn Hallenberger

Bürger einem Fremden etwas Lokales, etwas Schönes zeigen, auf das man stolz ist, geht der Weg zuerst in die Altstadt.

Empfehlungen zur erhaltenden Erneuerung

Dem Trend der letzten Jahrzehnte – Entwicklung der Altstadt zu einem Wohnbereich der alten Menschen, der Alleinstehenden, der Ausländer, der mehr oder weniger Minderbemittelten, der Kleinfamilien – sollte entschieden entgegengewirkt werden. Der Stadtkern von Hallenberg sollte wieder stärkere Attraktivität erhalten für das Wohnen finanzkräftiger und größerer Familien mit Kindern, so daß eine gesunde Mischung aller sozialen Schichten und Familiengrößen entsteht. Es ist besonders wichtig, daß solche Bürger einziehen bzw. bleiben, die gewillt sind und für die es möglich ist, Geld zu investieren für die Erhaltung und Restaurierung der alten Substanzen in sinnvoller Weise, damit der ursprüngliche Charakter der Altstadt bestehen bleibt, die Wohnungen aber dennoch durch Modernisierungen den heutigen technischen und räumlichen Bedürfnissen angepaßt werden. Die schwierige Aufgabe der Kommunalverwaltung und des Stadtrates wird es sein, die Bürger in unermüdlicher Kleinarbeit zu solchen Bemühungen anzuregen und ideell und materiell zu unterstützen. Vielleicht kann man auch die Hallenberger Lehrer und Dozenten der Volkshochschule dafür gewinnen, durch Vermittlung lokalhistorischer Kenntnisse den Sinn für die Erhaltung und Pflege historischer Substanzen bei einer breiten Bevölkerung zu wecken.

Jedwede Planung in Hallenberg sollte den fast einhelligen Wunsch der Bürger respektieren, die ihre Altstadt als Wohn- und Identifikationsbereich über alles schätzen. Immer wieder bringt die Bevölkerung zum Ausdruck, wie wohl sie sich dort fühle, wie sie dort hingehöre, ihre Ansässigkeit und starke Bindung zur Nachbarschaft und die Meinung, daß das meiste so bleiben möge (mit Ausnahme der Verkehrsbelastungen), wie es ist. Die Altstadt ist für Hallenberg nicht nur äußeres Identifikationsmerkmal, sie trägt auch (als eine Art »Stammbevölkerung« mit traditionellen Wertvorstellungen) wesentlich das Gemeinschaftsleben und die Brauchtumspflege, wovon auch die Bürger der Neubausiedlungen profitieren können.

Literatur

Alte Stadt – heute und morgen. Gestaltwert und Nutzen alter Stadtkerne, am Beispiel Dinkelsbühl. Hg. Bayer. Staatsmin. des Innern. München 1975.

Baldauf, G.: Ortsplanung im ländlichen Raum. Aufgaben, Inhalte, Instrumente. DVA. Stuttgart 1980.

Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen. Kreis Brilon, Bearb.: P. Michels. Aschendorff. Münster 1952.

Bendixen, E. D.: Erfahrungen mit der Dorferneuerung im Rahmen des Programms für Zukunftsinvestitionen. Materialsammlung Nr. 146 der Agrarsozialen Gesellschaft. Göttingen 1980.

Biecker, J., und G. Henkel: Vorbereitende Untersuchung zur Sanierung der Altstadt Hallenberg. Essen 1979.
Biecker, J., und G. Henkel: Erhaltung und Erneuerung auf dem Lande. Das Beispiel Hallenberg. Essener Geogr. Arbeiten, Bd. 4, Paderborn 1983.
Brösse, U.: Raumordnungspolitik. Göschen. Berlin – New York 1975.
Denkmalschutz im ländlichen Bereich. Appell von Granada. Symposion Nr. 5 des Europarates vom Okt. 1977 in Granada. In: Denkmalschutz-Informationen 2/1978, S. 12–19.
Deutsche Kunst und Denkmalpflege. 37. Jg. (1979) H. 1 (Themenheft zur Denkmalpflege auf dem Lande).
Dollen, B. von der: Bonn-Poppelsdorf. Die Entwicklung der Bebauung eines Bonner Vorortes in Karte und Bild. Landeskonservator Rheinland. Arbeitsheft 31. Bonn 1979.
Dorferneuerung. Hg. Bundesmin. für Ern., Landw. und Forsten. Sonderheft. Reihe B: Flurbereinigung. Landwirtschaftsverlag. Münster 1979.
Fehn, K. (Bearb. u. hg.): Historische Wissenschaften und räumliche Planung. Forum 5. Arbeitskreis für genetische Siedlungsforschung in Mitteleuropa. 27. 2. 1981.
Hauptmeyer, C.-H.: Geschichtswissenschaft und erhaltende Dorferneuerung. In: Ber. z. dt. Landeskunde 53, 1 (1979). S. 61–79.
Henkel, G.: Dorferneuerung aus der Sicht der Hochschule. In: IKO, Innere Kolonisation – Land und Gemeinde 4/1978. Landschriften-Verlag Bonn. S. 154–157.
Ders.: Der Dorferneuerungsplan und seine inhaltliche Ausfüllung durch die genetische Siedlungsgeographie. In: Ber. z. dt. Landeskunde 53, 1 (1979). S. 95–117.
Ders.: Dorferneuerung. Fragenkreise. Schöningh. Paderborn 1982.
Ilien, A. / Jeggle, U.: Leben auf dem Dorf. Zur Sozialgeschichte des Dorfes und Sozialpsychologie seiner Bewohner. Westdeutscher Verlag. Opladen 1978.
Köpple, M. / Schwantes, W.: Stadterneuerung in Klein- und Mittelstädten. Vorbereitung und Durchführung. DVA. Stuttgart 1977.
Konieczny, G. / Rolli, E.: Bürgerbeteiligung in der Dorfentwicklung. KTBL-Schrift 242. Münster 1979.
Kurowski, E.: Gestaltwandel ländlicher Siedlungen. Hg. Bundesmin. für Ern., Landw. und Forsten. Reihe B: Flurbereinigung, H. 70. Landwirtschaftsverlag. Münster 1981.
Matzat, W.: »Genetische« und »historische« Erklärung in der Geographie und die analytische Wissenschaftstheorie. In: Rhein-Mainische Forschungen 80 (1975). S. 59–80.
Mielke, F.: Die Zukunft der Vergangenheit. Stuttgart 1975.
Newcomb, R. M.: Planning the past. Historical Landscape Resources and Recreation. Archon. Hampden, USA, 1979.
Ortsbildinventarisation. Aber wie? Methoden dargelegt am Beispiel von Beromünster. Veröffentl. des Inst. für Denkmalpflege an der Eidgen. TH Zürich, Bd. 2. Manesse Verlag. Zürich 1976.
Praxis des Umgangs mit erhaltenswerter Bausubstanz. Schriftenreihe »Stadtentwicklung« des Bundesmin. für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau. Bd. 02.003. Bonn 1975.
Prince, H. C.: Progress in Historical Geography. In: Trends in Geography – An Introductory Survey. Hg. R. U. Cooke u. J. H. Johnson. Pergamon Press. Oxford (1969). S. 110–122.
Lachemeyer, F.: Chronik der Stadt Hallenberg. Hallenberg 1849. Stadtarchiv Hallenberg.
Rationalisierungsmöglichkeiten bei Sanierungsuntersuchungen. Schriftenreihe »Städtebauliche Forschung« des Bundesmin. für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau. Bd. 03.043. Bonn 1976.
Schepers, J.: Haus und Hof westfälischer Bauern. Aschendorff. Münster 1973. 2., verb. Aufl.
Simons, D. (Hg.): Dorffibel. Vorschläge und Beispiele zur Gestaltung ländlich geprägter Orte. DVA. Stuttgart 1979.
Sozialplanung in ländlichen Gemeinden. Schriftenreihe »Städtebauliche Forschung« des Bundesmin. für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau, Bd. 03.051. Bonn 1977.
Städtebauliche Entwicklung im ländlichen Raum. Schriftenreihe »Stadtentwicklung – Städtebau«. Bd. 2.036. Inst. für Landes- und Stadtentwicklungsforschung NW. Dortmund 1978.
Walk, F. (Hg.): Planung im ländlichen Raum. Intern. Grüne Woche Berlin 1980, Heft 17. Berlin 1981.
Wieland, D.: Bauen und Bewahren auf dem Lande. Hg. Deutsche Nationalkomitee für Denkmalschutz. Kohlhammer. Stuttgart 1978.
Wirtz, A.: Hallenberg wie es einmal war. Unvergeßliche Bilder der Stadt und ihrer Ortsteile. Meinerzhagen, Hallenberg 1977.
Zillenbiller, E.: Ziele und Aufgaben der Dorfentwicklung. In: Die Gemeinde. Organ des Gemeindetages Baden-Württemberg 21/1978. S. 772–782.

Statistische Ämter und Archive

Katasterarchiv des Hochsauerlandkreises, Brilon.
Kommunale Datenverarbeitungszentrale Hellweg-Sauerland, Iserlohn.
Kreisverwaltung des Hochsauerlandkreises, Meschede und Brilon.
Landesamt für Datenverarbeitung und Statistik des Landes Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf.
Landesdenkmalamt – Archiv, Erbdrostenhof Münster.
Stadtarchiv, Hallenberg.
Stadtverwaltung, Hallenberg.
Pläne und Fotos aus Privatbesitz.

Ehemals wurde ich immer wütend über diese Lobredner des Mittelalters. Ich habe mich aber an diesen Gang gewöhnt, und jetzt ärgere ich mich nur, wenn die lieben Sänger in eine andere Tonart übergehen und beständig über unser Niederreißen jammern. Wir hätten gar nichts anderes im Sinne, als alles niederzureißen. Und wie dumm ist diese Anklage! Man kann ja nicht eher bauen, ehe das alte Gebäude niedergerissen ist, und der Niederreißer verdient ebensoviel Lob als der Aufbauende, ja noch mehr, da sein Geschäft noch viel wichtiger... Zum Beispiel in meiner Vaterstadt, auf dem Dreifaltigkeitsplatze, stand eine alte Kirche, die so morsch und baufällig war, daß man fürchtete, durch ihren Einsturz würden einmal plötzliche viele Menschen getötet oder verstümmelt werden. Man riß sie nieder, und die Niederreißer verhüteten ein großes Unglück, statt daß die ehemaligen Erbauer nur ein großes Glück beförderten... Und man kann eher ein großes Glück entbehren, als ein großes Unglück ertragen! Es ist wahr, viel gläubige Herrlichkeit blühte einst in den alten Mauern, und sie waren späterhin eine fromme Reliquie des Mittelalters, gar poetisch anzuschauen, des Nachts, im Mondschein... Wem aber, wie meinem armen Vetter, als er mal vorbeiging, einige Steine dieses übriggebliebenen Mittelalters auf den Kopf fielen (er blutete lange und leidet noch heute an der Wunde), der verwünscht die Verehrer alter Gebäude und segnet tapfere Arbeitsleute, die solche gefährliche Ruinen niederreißen.

Heinrich Heine, Ludwig Börne. Eine Denkschrift (1840), Drittes Buch

Peter Piasecki

Welche Einstellung haben Berufsschüler zu Fragen der Denkmalpflege? – Eine Untersuchung am Beispiel der Stadt Gelsenkirchen

Einführung

In diesem Aufsatz werden die Ergebnisse einer Schülerbefragung vorgelegt, die im Rahmen einer Zweiten Staatsprüfung für das Lehramt an berufsbildenden Schulen innerhalb der schriftlichen Hausarbeit die Grundlage für den Aufbau einer Unterrichtsreihe zum Thema Denkmalpflege im Fach Politik bildeten und die die Einstellungsstruktur Jugendlicher zu den Objekten der Denkmalpflege nachweisen.[1] Der Titel der Hausarbeit lautete: »Denkmalpflege in der Bundesrepublik Deutschland: Aufgaben, Möglichkeiten, Zukunftsperspektiven. Eine Untersuchung zur Einstellung von Berufsschülern zu diesem Problemfeld – durchgeführt in Klassen der Städtischen Berufsschule für das Bekleidungs- und Nahrungsgewerbe Gelsenkirchen.[2]

Denkmalpflege im Unterricht, besonders aber im Unterricht an berufsbildenden Schulen, ist noch ungewöhnlich, und über die Einstellung von Schülern dieser Schulart zum Themenkreis Denkmalpflege gibt es bislang keine Veröffentlichungen, ebensowenig wie über die Einstellung der Schüler anderer Schulen. Das einzige, was insgesamt gesehen einen Überblick über die Einstellung der Bevölkerung zur Denkmalpflege liefert, ist eine Heidelberger Dissertation aus dem Jahre 1968, in welcher soziologische Aspekte der Denkmalpflege aufgearbeitet werden. Im Zentrum dieser Arbeit stand eine Befragung der Bevölkerung in Neustadt an der Weinstraße, bei der 211 Personen in einer Frage auch ihre generelle Einstellung zur Denkmalpflege äußerten. Die Frage lautete: »Wie stehen Sie ganz allgemein den Bestrebungen zur Erhaltung alter Burgen und Schlösser, Kirchen, Fachwerkhäuser und dergleichen gegenüber: zustimmend, gleichgültig oder ablehnend?« Das Ergebnis war überraschend positiv. Rund 84% äußerten sich zustimmend, 3% gleichgültig, 8% ablehnend und 5% gaben keine Antwort.[3] Eine altersspezifische Differenzierung der Antworten der Befragten weist Heinz nicht nach. Im Gegensatz zur vorliegenden Untersuchung waren aber alle Befragten dort 18 Jahre und älter.

Daß heute verstärkt Themen aus dem Umfeld der Denkmalpflege in die Schulen Eingang finden, ist sicher nicht zuletzt auf das Europäische Denkmalschutzjahr 1975 zurückzuführen.[4] Freilich ist das allgemeine Interesse an diesem Themenkreis nicht erst 1975 erwacht, man kann vielmehr seit mehreren Jahren eine zunehmende Sensibilisierung der Bevölkerung gegen die Zerstörung der Altstädte – dem heute vielleicht wichtigsten Aufgabengebiet der Denkmalpflege, um nur ein Beispiel herauszugreifen – konstatieren.[5]

Seinen Niederschlag fand dieser Wandel nicht nur in verstärkter und vielseitiger Berichterstattung in Presse[6] und anderen Medien, sondern auch darin, daß sich zunehmend Verbände – wie etwa der Bund Deutscher Architekten[7] – und auch Bürgerinitiativen[8] verstärkt auf dem Denkmalschutzsektor engagieren. Eine Erklärung für den sich anbahnenden Bewußtseinswandel kann man in einer neu diskutierten und sichtbaren Verschiebung des Wertebegriffes finden, der uns von der Wegwerfgesellschaft der sechziger Jahre allmählich hineinführt in eine Gesellschaft, die sich wieder der positiven

[1] *W. Bornheim,* gen. *Schilling,* schrieb 1969 in das Vorwort der Dissertation von *V. Heinz,* Soziologische Aspekte der Denkmalpflege. Studie und Umfrage zur gegenwärtigen Situation der Denkmalpflege in der Bundesrepublik Deutschland mit besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse in Rheinland-Pfalz, speziell dargestellt an den derzeitigen Erhaltungs- und Ausbesserungsbestrebungen am Hambacher Schloß bei Neustadt/Weinstraße, Heidelberg 1968, es sei begrüßenswert, eine Untersuchung anzusetzen, die den Fragenkreis auf alle Denkmälergattungen ausdehnt. Dieser Forderung kann im Rahmen eines Aufsatzes nicht nachgegangen werden. Gleichwohl wird der Fragenkreis gegenüber der Untersuchung von Heinz erweitert, aber der Personenkreis der Befragten weist Homogenität in Alter und Bildungsniveau auf.

[2] *P. Piasecki,* Denkmalpflege in der Bundesrepublik Deutschland, Schriftliche Hausarbeit, Gesamtseminar für die Ausbildung und Fortbildung der Lehrer – Münster –, Ausbildungsgruppe: Bezirksseminar für das Lehramt an berufsbildenden Schulen, Gelsenkirchen 1978. Die Arbeit liegt im Bezirksseminar Gelsenkirchen zur Einsicht aus.

[3] *V. Heinz,* (s. A 1), S. 166.

[4] Sichtbarer Ausdruck intensiverer Beschäftigung mit den Problemen der Denkmalpflege ist die Vielzahl der im Jahre 1975 erschienenen Veröffentlichungen. Beispielhaft seien genannt: *F. Bollerey, K. Hartmann, M. Tränkle,* Denkmalpflege und Umweltgestaltung. Orientierung und Planung im Stadtbereich. Stadtgestaltung zwischen Denkmalpflege und Schrebergarten, München 1975 – Denkmalpflege in der Bundesrepublik Deutschland. Geschichte – Organisation – Aufgaben – Beispiele. Ein Beitrag zum Europäischen Denkmalschutzjahr 1975, München 1974 – *K. Klotz, R. Günter, G. Kiesow,* Keine Zukunft für unsere Vergangenheit? Denkmalschutz und Stadtzerstörung, Gießen 1975 – *F. Mielke,* Die Zukunft der Vergangenheit. Grundsätze, Probleme und Möglichkeiten der Denkmalpflege, Stuttgart 1975.

[5] Vgl. *D. Ellger,* Brauchen wir die alte Stadt?, in: Westfalen 53 (1975), S. 7. Zuvor, 1971, hatte das Landesamt für Denkmalpflege in Münster ein Fachreferat für Ensemble-Denkmalpflege eingerichtet. Hierzu *D. Ellger,* Das Landesamt für Denkmalpflege 1967–73, in: Westfalen 53 (1975), S. 200.

[6] Zur früheren Presseberichterstattung vgl. etwa das Presseecho zur Tagung der Landesdenkmalpfleger 1975 in Goslar, in: Denkmalpflege 1975. Dokumentation der Jahrestagung der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland, Hannover 1976, sowie den Artikel von *K. Korn,* Denkmalschutz als Volksbewegung, in der FAZ vom 21. 1. 75.

[7] Unter Mitwirkung des Bundes Deutscher Architekten erschien ein informativer Aufsatzband von *M. Fischer / F. Grundmann / M. Sack,* Architektur und Denkmalpflege. Neue Architektur in historischer Umgebung, München 1975.

[8] Als frühes Beispiel sei auf die Langenberger Bürgerinitiative hingewiesen. Hier protestierten die Bürger vergeblich gegen den Abbruch eines großen Teils der Altstadt. Vgl. *P. Zlonicky,* Leitbilder der Denkmalpflege und Planungsrealität, in: Denkmalpflege 1975 (s. A 6), S. 213 f.

Überlieferungen der Vergangenheit erinnert und Erhaltenswertes zum Wohle der Allgemeinheit bewahren möchte.[9]

In diesem Kontext erscheint es nur folgerichtig, Themen zu Denkmalschutz und Denkmalpflege möglichst in allen Schulformen den Schülern nahezubringen. Daß dieses nicht nur eine Forderung der Landesdenkmalpfleger[10] und der in diesem Zweig Tätigen ist, zeigt die engagierte Forderung des bayerischen Kultusministers Hans Maier, der die Einbeziehung des Themas Denkmalpflege in die Ausbildung der neuen Lehrer und in den Unterricht der Schulen forderte.[11] Erste Ansätze zur Realisierung dieser Forderungen sind bereits sichtbar, überwiegend an Gymnasien, aber auch an anderen Schulen. Belegt wird das auch u. a. durch die in jüngster Zeit zum Thema Denkmalschutz angebotenen Medien.[12] Die Lehrpläne[13] der verschiedenen Schulen schließen jedenfalls einen Unterricht über Denkmalpflege nicht aus, so daß hier vor allem die Aufgabe bleibt, Lehrer anzusprechen, sie von der Notwendigkeit zu überzeugen und sie zu informieren.

Befragungsdurchführung, Intentionen

Die im folgenden aufgeführte Frageliste wurde im September/Oktober 1978 138 Schülerinnen und Schülern[14] (12 männlichen und 126 weiblichen) aus sechs Berufsschulklassen

[9] Vgl. etwa *R. Dolling,* Denkmalschutz und Denkmalpflege in der Bundesrepublik Deutschland, in: Denkmalpflege in der Bundesrepublik Deutschland (s. A 4), S. 19f. und *P. Peters,* Die Jahre von 1960–1977 als Nachtrag in *L. Benevolo,* Geschichte der Architektur des 19. und 20. Jahrhunderts, Bd. 2, München 1978, S. 586.

[10] Vgl. *G. Kiesow,* Zur Situation der Denkmalpflege im Europäischen Denkmalschutzjahr 1975, in: Denkmalpflege 1975 (s. A 6), S. 230.

[11] Vgl. *H. Maier,* Was ist zu tun – zugleich eine Einführung, in: *H. Maier* (Hrsg.), Denkmalschutz, Internationale Probleme – Nationale Projekte, Zürich–Osnabrück 1976, S. 19.

[12] Einige der mit Herstellung und Vertrieb von Transparenten und anderen Medien vertrauten Verlage liefern bereits entsprechende Materialien für die Schulen. Verwiesen sei auf eine Folienserie vom Westermann-Verlag, die unter dem Titel »Denkmalschutz und Stadtsanierung« erscheint. Die Folien sind in Anlehnung an die von der UNESCO entwickelten Projekte »Historische Städte – Städte für morgen« und »Historische Stadtkerne – Stadtkernsanierung in 9 ost- und westeuropäischen Ländern« erarbeitet worden. Verlagsverzeichnis Westermann Transparente 77, S. 27.

[13] Vgl. etwa die Richtlinien und Lehrpläne für die Hauptschulen in Nordrhein-Westfalen, S. GP/24 mit den Themenvorschlägen Kirchenrestaurierung und Stadtteilsanierung. Für den Bereich der Berufsschulen: Rahmenlehrpläne für Berufsschulen, hier: vorläufige Richtlinien für den Unterricht im Fach Politik. RdErl. des Kultusministers vom 16. 6. 71 – III A 5.36-20/0-1110/71, nach denen ebenfalls – wenn auch mit anderen Intentionen als in den Hauptschullehrplänen – Aspekte der Denkmalpflege behandelt werden können.

[14] 1978 besuchten 9561 Schülerinnen und Schüler die Berufsschulen in Gelsenkirchen (Zahl einschließlich BGS und BVJ). Stadt Gelsenkirchen. Statistischer Jahresbericht 1978. Hrsg. vom Amt für Statistik und Einwohnermeldewesen der Stadt Gelsenkirchen, o.O., o.J., Stand 1. 10. 78, S. 164 Tab. 171. Zur Frage der Repräsentanz vgl. *V. Heinz* (s. A 1), S. 118, der 211 Personen mit unterschiedlichem Alter, Geschlecht und sozialem Status befragt hat.

vorgelegt. Das ist eine Quote von 1,44% aller Berufsschüler in Gelsenkirchen. Die Untersuchung erhebt damit weitgehenden Anspruch auf Repräsentanz und Allgemeingültigkeit der zu erwartenden Ergebnisse. Bei den Klassen handelte es sich um vier Friseusen-, eine Bäcker- und eine Floristenklasse, allesamt Mittelstufen, um Altershomogenität der Probanden zu gewährleisten. Bezüglich der schulischen Vorbildung kann man sagen, daß – abgerundet – etwa 76% der Schülerinnen und Schüler über einen Hauptschulabschluß verfügten, 19% die Haupt- oder Sonderschule ohne Abschluß verlassen hatten und die übrigen 5% weitergehende schulische Qualifikationen – vor allem die Fachoberschulreife – vorweisen konnten. Das Alter der Befragten lag zwischen 16 und 18 Jahren, bei folgender Verteilung: 16 Jahre 45, 17 Jahre 86 und 18 Jahre 7 Probanden.

Der Konstruktion der Aufgaben für die Befragung zur Ermittlung der Einstellung von Schülern zu den Objekten der Denkmalpflege soll eine Arbeitshypothese[15] vorangestellt werden: a) Die positive Einstellung der Jugendlichen – hier speziell der Auszubildenden im 2. Ausbildungsjahr mit überwiegendem Hauptschulabschluß – zur Denkmalpflege übersteigt die negative Einstellung; b) der Kenntnisstand ist geringer als die positive Einstellung und so nur begrenzt artikulierbar.[16] Die Konstruktion der Hypothese ist so gewählt, daß bei vorläufiger Verifizierung der Sätze sogleich die Notwendigkeit offengelegt ist, die kognitiven Defizite bei den Schülern über entsprechenden Unterricht abzubauen.

Der Test umfaßt 16 Einzelaufgaben mit zwei verschiedenen Fragenkategorien: einmal multiple choise Aufgaben und zum anderen verbal zu beantwortende Fragen. Mit den einzelnen Fragen sind jeweils unterschiedliche Intentionen verbunden. Die Fragen 1, 2 und 3 sollen darüber Aufschluß geben, was Schüler mit dem Begriff Denkmalpflege und Denkmalschutz verbinden und welche Aufgaben sie damit verknüpfen. Bei der zweiten Frage haben sie die Möglichkeit, aus ihrem Kenntnisstand heraus den Begriff Denkmalpflege zu erläutern, also nicht nur vorgefertigte Antworten auszuwählen.

Die Ermittlung des Kenntnisstandes hinsichtlich der Erfassung und Selbstbeobachtung speziell ausgewählter Bereiche der Denkmalpflege durch die Schüler wird mit den Fragen 4, 5, 6 und 10 gewährleistet. Gleichzeitig kann die Eigeninitiative, die die Schüler durch den Besuch von Museen entwickelt haben, festgehalten werden und in der Auswertung Schlüsse ermöglichen.

Bei den Fragen 7, 8, 11 und 14 sollen die Schüler Auskunft geben, wie ihre Einstellung zur Erhaltung oder Pflege der historischen Bauwerke manifestiert ist. Die ausgewählten

[15] Die Aufstellung einer Arbeitshypothese am Beginn einer Arbeit zur Findung von Theorien erfolgt in Anlehnung an *K. Popper,* Die Logik der Sozialwissenschaften, in: *W. Adorno* u. a., der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie, Darmstadt [9]1979, S. 105f.

[16] *R. Wakenhut,* Messung gesellschaftlich-politischer Einstellungen mit Hilfe der Rasch-Skalierung, Bern 1974, S. 13 stellte bereits heraus: »Ohne daß ein Einstellungsobjekt zumindest in Ansätzen kognitiv repräsentiert ist, kann es schwerlich wahrgenommen werden und affektive Reaktionsbereitschaften provozieren.« Über den nachweisbaren Grad des kognitiven Anteils im Verhältnis zu den affektiven Reaktionsbereitschaften wird nichts näheres ausgesagt, die Interdependenz aber gilt als gesichert, ebda. S. 14f.

Objekte sind dabei sehr unterschiedlich. Sie reichen vom bekannten Kölner Dom und dem Stadtbild von Köln über den alten, in Ziegelbauweise errichteten Malakoffturm von Wanne-Eickel[17] – eine Vorstufe der Gattung Industriedenkmale – bis zu einer Fachwerkhäusergruppe in Hohenlimburg,[18] deren derzeitiges äußeres Bild nicht in jedem Fall ein Ja für die Erhaltung erwarten läßt.

Mit einem Teil der denkmalpflegerischen Arbeitsweisen konfrontieren die Fragen 9 und 16 die Schüler. Es geht dabei darum, festzustellen, ob Maßnahmen wie die Translozierung[19] von Bauwerken, die an ihrem ursprünglichen Standort nicht mehr zu erhalten sind, bei den Schülern auf Anerkennung oder Ablehnung stoßen. Gleiches gilt für den immer wichtiger und aktueller werdenden Bereich der Erhaltung und Sanierung alter Zechensiedlungen.[20]

Bei der Frage 12 werden den Schülern drei Bilder von sehr unterschiedlichen Wohnlagen gezeigt. Mit der Frage läßt sich dann feststellen, inwieweit Sympathie oder Antipathie gegen alte Wohnbereiche besteht. Das ist ein sehr wichtiger Aspekt, der relevante Aufschlüsse liefert, weil er indirekt den Bezug zu dem Bewußtsein der Schüler in Verbindung mit alter, aber gut erhaltener bzw. renovierter bewohnbarer Bausubstanz liefert. Bei der Frage 13 erhalten die Schüler dann die Möglichkeit, ihre Entscheidung, die sie bei der Frage 12 getroffen haben, zu begründen. Hier erscheint es, ebenso wie bei Frage 2, wichtig, nicht vorgefertigte Antworten ankreuzen zu lassen, sondern die Schüler zu schriftlichen Aussagen anzuregen. Schließlich geht es bei der Frage 15 darum, das mögliche Initiativverhalten eines Schülers im Hinblick auf sein künftiges Engagement für den Denkmalschutz zu erfragen.

Nun zum Ablauf der Befragung. Zur Bearbeitung der vorgelegten Fragen erhielten die Schülerinnen und Schüler in allen Klassen 45 Minuten Zeit, die überall voll ausreichte, um die Antworten zu formulieren bzw. zu fixieren. Zuerst erhielten die Schüler den Hinweis, auf den Bögen, die sie erhalten sollten, die Angabe zu Alter, Klasse (damit über die Angaben in den Klassenbüchern die schulischen Abschlüsse prozentual ermittelt werden

[17] Über Techn. Kulturdenkmale vgl. die umfassende Arbeit von *R. Slotta*, Technische Denkmäler in der Bundesrepublik Deutschland, Bochum 1975, mit einem Bericht über den – inzwischen leider abgebrochenen – Wanne-Eickler Malakoffturm. S. 66f.

[18] Zu Hohenlimburg allgemein vgl. *L. Pieper*, Eine städtebauliche Betrachtung, in: Hohenlimburg, hrsg. von *W. Bleicher*, Hohenlimburg 1975, S. 212ff. und Abb. 213. Zur Geschichte der historisch bedeutenden Fachwerkhäusergruppe besonders wichtig: *W. Bleicher*, Nachrichten zur Geschichte der Kampstraße, in: Heimatblätter für Hohenlimburg 36 (1976), S. 277.

[19] Maßnahmen der Translozierung von Bauwerken werden besonders in Freilichtmuseen praktiziert. Anregungen liefern die schönen und informativen Schriften des Fördererkreises des Hagener Freilichtmuseums: Technische Kulturdenkmale, 1ff., 1966ff.

[20] Zum Thema Zechensiedlungen sind heranzuziehen etwa *B. u. H. Becher / H. G. Conrad / E. Neumann*, Zeche Zollern 2. Aufbruch zur modernen Industriearchitektur und Technik, München 1977. Darin besonders wichtig der Beitrag von Neumann: Zollern 2 – Bauentwicklung und kunstgeschichtliche Bedeutung, S. 268ff., sowie die umfassende Arbeit von *H. Sturm*, Fabrikarchitektur – Villa – Arbeitersiedlung, München 1977.

konnten) und Geschlecht auszufüllen. Weiterhin erfuhren sie, daß es keine Bewertung der Antworten durch den Lehrer gibt, dies ja auch nicht möglich sei, weil niemand seinen Namen angegeben habe. Zusätzlich erfolgte noch die Ermahnung, daß jeder seinen Fragebogen allein und ohne Absprache mit den Nachbarn ausfüllen solle.

Nach den Vorbemerkungen bekamen die Schüler dann den ersten Testbogen mit den Fragen 1 und 2 (der Bogen enthielt nur die ersten beiden Fragen, weil aus der dritten Frage eventuell eine Antwort zu Nr. 2 hätte abgeleitet werden können). Als der erste Bogen ausgefüllt war, erfolgte noch der Hinweis, nicht weiter auf das erste Blatt zu schreiben, wenn der zweite Bogen mit den weiteren Fragen ausgeteilt wird. Das zweite Testblatt enthielt die Fragen 3 bis 5, das dritte die Fragen 6 bis 8, das vierte 9 bis 12 und das fünfte die restlichen Fragen. Von der Frage 7 an bearbeiteten die Schüler – nach entsprechendem Hinweis – die Fragen immer erst im Anschluß an das gezeigte Dia. Zu den Dias wurden immer nur Ortsinformationshinweise gegeben. Die Einsammlung der Fragebögen nach Abschluß des Tests erfolgte so, daß immer alle Bögen eines Schülers zusammenlagen.

Die beschriebene Testkonstruktion erfolgte unter dem Aspekt, eine hohe Validität der zu gewinnenden Aussagen zu erreichen. Die Durchführung wurde so realisiert, daß der Anspruch intersubjektiver Evaluation gewährleistet bleibt (aus diesem Grund ist die ausführliche Durchführungsbeschreibung wiedergegeben). Als Kriterium der Testkonstruktion galt Ingenkamps Testdefinition, wonach ein Test »unter möglichst konstanten Bedingungen interindividuell unterschiedliche Reaktionen möglichst treffsicher und zuverlässig erfassen und einer möglichst objektiven und genormten Auswertung zugänglich machen (soll)«.[21] Diese Kriterien gelten vor allem bei den Fragen 1, 3, 6, 7, 8, 9, 11, 12, 14, 15 und 16, weil hier nur Antworten, die bereits als Auswahl vorgefertigt vorlagen, anzukreuzen waren. Gleichwohl erschien es wichtig, weitere, anders strukturierte Fragen in den Test einzubauen, da schriftlich formulierte Antworten interessante, individuell geprägte Lösungen erwarten lassen. Darüber hinaus ist anzumerken, daß die ›offenen Fragen‹, die ausformulierte Antworten der Befragten verlangten, dem Charakter des Themas adäquat sind.[22]

Die Testbögen

Der Test setzt sich aus den nachfolgend aufgeführten Fragen zusammen:

1. Ist Ihnen der Begriff Denkmalschutz oder Denkmalpflege bekannt?
   - ○ a) Ja, davon habe ich schon gehört
   - ○ b) Ja, ich verbinde damit eine konkrete Vorstellung
   - ○ c) Nein
2. Wenn Sie die Frage 1 mit ja beantwortet haben, versuchen Sie jetzt den Begriff Denkmalpflege zu erklären!

[21] *K. Ingenkamp*, Psychologische Tests für die Hand des Lehrers, Weinheim ^{3}1964, S. 7.

[22] Vgl. *V. Heinz* (s. A 1), S. 83.

3. Welche Aufgaben hat ein Amt für Denkmalpflege wahrzunehmen?
   - ○ a) Es pflegt Kriegerdenkmale und sorgt für ausreichenden Blumenschmuck
   - ○ b) Es ist zuständig für die Aufstellung von neuen Personendenkmälern
   - ○ c) Es erfaßt alte, erhaltenswerte Bauten und sorgt für deren Restaurierung und Bewahrung. Weiterhin berät es bei der Verwendung dieser Bauwerke

4. Nennen Sie Namen von Schlössern oder Burgen, die Sie kennen!

5. In welchem Bauzustand (gut oder schlecht erhalten) befinden sich die Schlösser oder Burgen, die Ihnen bekannt sind?
   - ○ Sehr gut erhalten (Name des Schlosses oder der Burg .....)
   - ○ Gut erhalten (Name .....)
   - ○ Weniger gut erhalten (Name .....)
   - ○ Teilweise verfallen (Name .....)
   - ○ Verfallen (Name .....)

6. Wozu werden Schlösser oder Burgen, die Sie kennen, heute verwendet?
   - ○ Museum
   - ○ Schule
   - ○ Privater Wohnsitz
   - ○ Hotel oder Gaststätte
   - ○ Jugendherberge
   - ○ Sitz einer Verwaltung
   - ○ Sonstiges

   Hier können Sie mehrere Antworten ankreuzen.

7. Sie sehen jetzt ein Bild des Kölner Domes. Soll man ein solches Bauwerk, welches durch seine ständigen Ausbesserungsarbeiten viel Geld kostet, überhaupt erhalten?
   (Gezeigte Abbildung: Kölner Dom, Blick von Südost)
   - ○ a) Ja
   - ○ b) Ja, weil es ein wichtiges Erbe unserer Vergangenheit ist
   - ○ c) Nein
   - ○ d) Keine Meinung

8. Der Kölner Dom prägt heute das Stadtbild von Köln. Wäre diese Stadt ohne den Dom noch genauso interessant? (Gezeigte Abbildung: Stadtansicht von Köln mit Dom und Groß St. Martin)
   - ○ a) Ja
   - ○ b) Nein
   - ○ c) Keine Antwort

9. Sie sehen jetzt ein Bild aus dem Hagener Freilichtmuseum. Diese Häuser sind an anderen Orten abgebrochen worden, und sie werden hier nach dem alten Zustand wieder aufgebaut. Halten Sie das für sinnvoll?
   (Gezeigte Abbildung: Blick in das Freilichtmuseum Hagen. Im Vordergrund ein Stauteich und die alte Sensenschmiede)
   - ○ a) Ja, weil so verschiedene alte Bauwerke an einem Ort besichtigt werden können
   - ○ b) Nein, der Aufwand ist zu groß
   - ○ c) Keine Meinung

10. Wann haben Sie zuletzt ein Museum besucht?
    19.....
    Welches? .....

11. Halten Sie den alten Förderturm der Wanne-Eickeler Zeche für erhaltenswürdig, damit unsere Nachkommen sich noch ein Bild von den Zechenbauten vor 1900 machen können?
    (Gezeigte Abbildung: Malakoffturm – inzwischen abgebrochen – der Zeche Hannibal in Wanne-Eickel)
    - ○ a) Ja
    - ○ b) Nein
    - ○ c) Keine Meinung

12. In welcher Umgebung würden Sie am liebsten wohnen, wenn Sie frei auswählen könnten? Alle Wohnungen enthalten Heizung und Bad.
    (Gezeigte Abbildungen: Bild 1: Renoviertes Wohnaus mit Jugendstilfassade in Herne; Bild 2: Moderne Wohnhochhäuser in Herne; Bild 3: Kirchplatz in Hattingen)
    - ○ a) Bild 1
    - ○ b) Bild 2
    - ○ c) Bild 3

13. Begründen Sie Ihre Antwort von Frage 12!

14. Sie sehen ein Bild aus dem alten Ortskern von Hohenlimburg. Sollte diese Fachwerkhäusergruppe erhalten werden?
    (Gezeigte Abbildung: Fachwerkhäuser in der Gaußstraße, vormals Kampstraße)
    - ○ a) Ja
    - ○ b) Nein
    - ○ c) Keine Meinung

15. Sie hören, daß ein altes Bauwerk, welches Sie kennen, abgebrochen werden soll. Können Sie sich vorstellen, daß Sie sich für den Erhalt einsetzen würden?
    - ○ a) Ja
    - ○ b) Nein
    - ○ c) Keine Meinung

16. Halten Sie den Erhalt der alten Zechensiedlung für gut, wenn diese Häuser innen modernisiert werden (Bad, Heizung) oder sollten lieber neue, moderne Häuser gebaut werden? (Gezeigte Abbildung: Wohnhäuser der Zechensiedlung Teutoburgia in Herne)
    - ○ a) Die Zechensiedlung sollte erhalten werden, weil hier die Menschen nicht so dicht wohnen und ihre Nachbarn gut kennen
    - ○ b) Es sollten neue, moderne Häuser gebaut werden
    - ○ c) Keine Meinung

Faktische Auswertung des Tests

Die faktische Auswertung der Schülerantworten lieferte dann das folgende Bild:

Frage 1	a)	99	71,7%
	b)	20	14,5%
	c)	19	13,8%

138 Antworten
100,0%

Frage 2	a)	67	48,5%	Keine oder falsche Antwort
	b)	51	37,0%	Teilweise richtige Antwort
	c)	20	14,5%	Weitgehend richtige Antwort
Frage 3	a)	32	23,2%	
	b)	2	1,5%	
	c)	104	75,3%	

Frage 4
Die Aufschlüsselung der Antworten zur Frage 4 ist nach der Anzahl der Nennungen gestaffelt.

a)	2	1,5%	Keine Antwort
b)	8	5,8%	1 Antwort
c)	47	34,0%	2 oder 3 Antworten
d)	66	47,8%	4 oder 5 Antworten
e)	15	10,9%	5 und mehr Antworten

Frage 5
Die Aufschlüsselung der Antworten zur 5. Frage ist nach der Anzahl der abgegebenen Beurteilungen differenziert.

a)	4	2,9%	Keine Beurteilung
b)	73	52,9%	1 oder 2 Beurteilungen
c)	57	41,3%	3 oder 4 Beurteilungen
d)	4	2,9%	5 Beurteilungen

Frage 6
Die Aufschlüsselung der Antworten erfolgte wie bei Frage 4.

a)	1	0,7%	Keine Antwort
b)	3	2,2%	1 Antwort
c)	68	49,3%	2 oder 3 Antworten
d)	54	39,1%	4 oder 5 Antworten
e)	12	8,7%	6 oder 7 Antworten

Frage 7	a)	38	27,5%	
	b)	84	60,9%	
	c)	7	5,1%	
	d)	9	6,5%	

Frage 8	a)	14	10,1%	
	b)	112	81,2%	
	c)	12	8,7%	
Frage 9	a)	102	73,9%	
	b)	24	17,4%	
	c)	12	8,7%	

Frage 10
Bei der Auswertung werden hier zunächst nur die Jahreszahlen angegeben.

a)	39	28,3%	1978
b)	24	17,4%	1977
c)	20	14,5%	1976
d)	18	13,0%	1975
e)	23	16,7%	Vor 1975
f)	14	10,1%	Keine Antwort

Frage 11	a)	97	70,3%	
	b)	28	20,3%	
	c)	13	9,4%	
Frage 12	a)	18	13,0%	Bild 1
	b)	10	7,2%	Bild 2
	c)	110	79,8%	Bild 3

Frage 13
Hier wird eine partielle Auswertung der Antworten im nachfolgenden Text vorgenommen.

Frage 14	a)	97	70,3%	
	b)	35	25,4%	
	c)	6	4,3%	
Frage 15	a)	68	49,3%	
	b)	52	37,7%	
	c)	18	13,0%	
Frage 16	a)	123	89,2%	
	b)	9	6,5%	
	c)	6	4,3%	

Ergebnisse

Die aus dem Test gewonnenen Ergebnisse bedürfen einer weiteren Interpretation. Daß das problematisch ist, braucht nicht weiter erörtert zu werden, weil aus dem Zahlenmaterial sicherlich auch von mir abweichende Erklärungen möglich sind. Trotzdem erscheint es mir aber wichtig, eine Wertung vorzunehmen, basiert sie doch auf nachprüfbarem Zahlenmaterial und einem reproduzierbaren Test.[23]

Zum Kenntnisstand der Schüler ist zu sagen, daß bereits sehr viele etwas von Denkmalpflege und Denkmalschutz gehört haben (86,2%), die meisten aber nur wenig konkrete Vorstellungen (s. Frage 2) damit verbinden. Dabei haben aber bereits 97,1% der Befragten Objekte der Denkmalpflege, nämlich Burgen und Schlösser, besichtigt oder gesehen (s. Frage 5) und die Erinnerung an Namen von Burgen oder Schlössern konnten gar 98,5% repetieren. Schließlich ist der Museumsbesuch noch bei 89,9% in Erinnerung. Mit der Frage 6 läßt sich nachweisen, daß der Verwendungszweck der Denkmalpflegeobjekte von den Schülerinnen und Schülern beobachtet und festgehalten wurde.

Zum Ergebnis der Frage 3 ist anzumerken, daß die Distraktoren der multiple choise Aufgabe, die falschen Antworten a und b, keinen genügend hohen Schwierigkeitsgrad darstellten und das Finden der richtigen Antwort erleichterten. Trotzdem zeigen die 23,2% der Antworten bei a, welche Mißverständnisse möglich sind, wenn es gilt, die Aufgaben eines Amtes für Denkmalpflege zu benennen.

Einige Antworten der Frage 2 sind hier kurz wiederzugeben. Eine 16jährige Schülerin schrieb: »Die Denkmalpflege ist eine Pflege, die alte Häuser, Denkmäler oder Brücken und Schriften betrifft. Die alten Häuser z. B. werden wieder hergestellt. Sie sollen auch nicht mutwillig zerstört werden«.[24] Eine andere 17jährige Schülerin formulierte bereits recht ansprechend: »Unter Denkmalpflege verstehe ich alte Häuser, Kirchen und Denkmäler vor dem Abriß oder Ruin zu bewahren, indem man sie renoviert, repariert oder restauriert«. Aber auch ein inneres Engagement fand bereits – wenn auch nur vereinzelt – in den Antworten der Frage 2 seinen Niederschlag. Eine 18jährige Schülerin schrieb: »Ich habe davon gehört und finde es gut, daß sich Menschen dafür einsetzen, die einen Sinn für das Alte, für das Gewesene haben. Es sind die Sehenswürdigkeiten, die jedes Auge erfreuen, die man erhalten sollte.« Im Gegensatz zu diesen – wie ich meine – durchaus positiven Äußerungen muß dennoch konstatiert werden, daß die überwiegende Zahl der Befragten keine Antwort formulieren konnte (48,5%) oder nur teilweise richtiges geschrieben haben (37%).

Die Antworten der Fragen 7, 8, 11 und 14 müssen differenziert gesehen werden, geht es doch bei diesen Fragen um die Einstellung zur Erhaltung von Denkmälern aus verschiedenen Sektoren der Denkmalpflege. Bei den Fragen 7 und 8 ist es ein sehr bekanntes Bauwerk, der Kölner Dom, zu dessen Erhaltung sich rund 90% der befragten Schülerinnen und Schüler bekannten. Ein wenig anders sieht es hier schon bei den technischen Denkmälern aus, als deren Vertreter der Wanne-Eickeler Förderturm zur Disposition stand. Nur ca. 70% sprachen sich hier für die Erhaltung aus. Ich werte das aber trotzdem als sehr bedeutsam, weil das allgemeine Bewußtsein zur Erhaltung solcher Bauwerke intuitiv, in Ermangelung entsprechender Veröffentlichungen, wohl viel geringer geschätzt wird. Ähnliches, wie das eben beschriebene, ist auch für die Antworten der Frage 14 zu konstatieren. Für die Erhaltung der Fachwerkhäusergruppe in Hohenlimburg, die sich nicht in sehr gutem Zustand befindet, sprachen sich ebenfalls 70% der Befragten aus.

Auch neue Bereiche der Denkmalpflege, wie die Translozierung von erhaltenswerten Bauwerken und die damit verbundene Einrichtung von Freilichtmuseen, wurden von den Schülerinnen und Schülern mit 73,9% unterstützt. Besonders deutlich tritt das bei der Frage nach der Erhaltung und Renovierung von Zechensiedlungen hervor. Die 89,2% positiver Antworten bedeuten auch für die an entsprechender Stelle sitzenden Persönlichkeiten, die Einfluß auf die Erhaltung nehmen können, ein Votum, das nicht leichtfertig übersehen werden darf.

Ähnliches kann auch aus den Antworten der Frage 12 deduziert werden. Der Wunsch, in einer gewachsenen, überschaubaren und ›heilen Welt‹ seine Wohnung zu finden, tangiert besonders die Stadtplaner, deren Konzept – sterile Hochhausarchitektur – durch das Negieren von Bild 2 durch die Schüler ad absurdum geführt wird.[25] Damit das Ergebnis der Frage 12 schärfere Konturen erhält, sollten die Befragten ihre Entscheidung (Wunsch zukünftigen Wohnens im Umfeld von a, b oder c) bei Frage 13 verbal begründen. Eine statistisch aufgeschlüsselte, nach Themen unterteilte Gliederung der Antworten erschien bei der Auswertung wenig sinnvoll. Deshalb wird der Wiedergabe signifikant spezifischer Antworten hier der Vorzug gegeben. Anzumerken ist aber, daß viele der Befragten (80,4%) eine Antwort formuliert haben. Die ausgewählten Antworten sind allesamt pro Bild – 3 – Antworten. Sie sind ausgewählt, weil es hier um Denkmalpflege geht und sich rund 80% für ein Wohnen in dieser Umgebung entschieden haben. Eine 16jährige Schülerin schrieb: »Ich habe Bild Nr. 3 genommen, weil die Umgebung sehr schön ist und das Haus mir gepflegt erschien. Außerdem sehr wohnlich, nicht so wie Bild 2.« Eine andere 17jährige Schülerin schrieb kurz und bündig: »Ruhige Wohnlage, persönlicher Kontakt mit den Nachbarn, geräumige Wohnungen.«Schließlich noch die Begründung einer 16jährigen Auszubildenden: »Die Umgebung ist umweltfreundlicher. Man hat mehr Raum und Platz. Außerdem lebt man in keiner Anonymität.« Diese Beispiele mögen ausreichen, geben sie doch den Tenor der Begründungen exemplarisch wieder. Schließlich geben noch die 49,3% Antworten bei der Frage 15, sich aktiv für die

[23] Zum Werturteil vgl. etwa *W. Brezinka,* Von der Pädagogik zur Erziehungswissenschaft. Eine Einführung in die Metatheorie der Erziehung, Weinheim und Basel ^{3}1975, S. 67f.

[24] Alle Schüleräußerungen sind nach den Befragungsunterlagen wörtlich zitiert. Die Wortstellung innerhalb der Sätze ist unverändert, orthographische Fehler sind korrigiert.

[25] Einen guten Überblick über die bauliche Entwicklung der jüngsten Zeit, mit dem Hang zu »verfehlter Konzentration im Wohnungsbau«, liefert *P. Peters* (s. A 9), S. 552.

Erhaltung eines Bauwerkes einzusetzen, einen wichtigen Hinweis auf das mögliche Engagement der künftigen Erwachsenengeneration.

Zum Abschluß der Befragungsuntersuchung gilt es nun, die eingangs aufgestellte Arbeitshypothese auf Verifizierung und Resistenz zu überprüfen. Es wurde gesagt, daß die positive Einstellung der Jugendlichen zur Denkmalpflege die negative Einstellung übersteigt. Das ist mit den Ergebnissen der Antworten zu den Fragen 7, 8, 9, 11, 14 und 16 differenziert belegt, da die positiven, die Erhaltung der Bauwerke bestätigenden Antworten jeweils mindestens 70% betrugen. Daß die positive Einstellung nur begrenzt kognitiv artikulierbar ist, zeigen die Antworten zur Frage 2, wo nur etwa 15% der Befragten die einfachste Frage nach der Erklärung des Begriffes Denkmalpflege einigermaßen zufriedenstellend beantworteten. Damit ist die Arbeitshypothese bestätigt.

Eine partielle Falsifizierung oder Modifizierung der aufgestellten Theorie bleibt für weitere Untersuchungen offen. Bis dahin darf das oben gesagte seine Validität bewahren. Das Ergebnis aber sollte dazu ermutigen und anregen, Denkmalpflege und Denkmalschutz im Unterricht – möglichst an allen Schulformen[26] – zu behandeln, um auf diesem Wege die vorhandene positive Einstellung der Jugendlichen kognitiv zu festigen und das Interesse und Kenntnisse an Denkmalpflege und Denkmalschutz zu fördern.

[26] Eine Anregung hierzu liefert auch das in den Schulen in Nordrhein-Westfalen verteilte Heft S – wie Schule, 3. Jg., 5/79, S. 12f, mit einem Beitrag: Denkmalschutz in Kalkar und Lennep von *H. Holtschneider*. In dem Artikel werden Lehrer und Schüler angeregt, sich zur Information an die Redaktion von S – wie Schule zu wenden. Die Redaktion vermittelt dann Kontakte mit den Landeskonservatoren in Bonn und Münster.

Jochen Wilke

Altstadtsanierung: Zum Beispiel Karlstadt

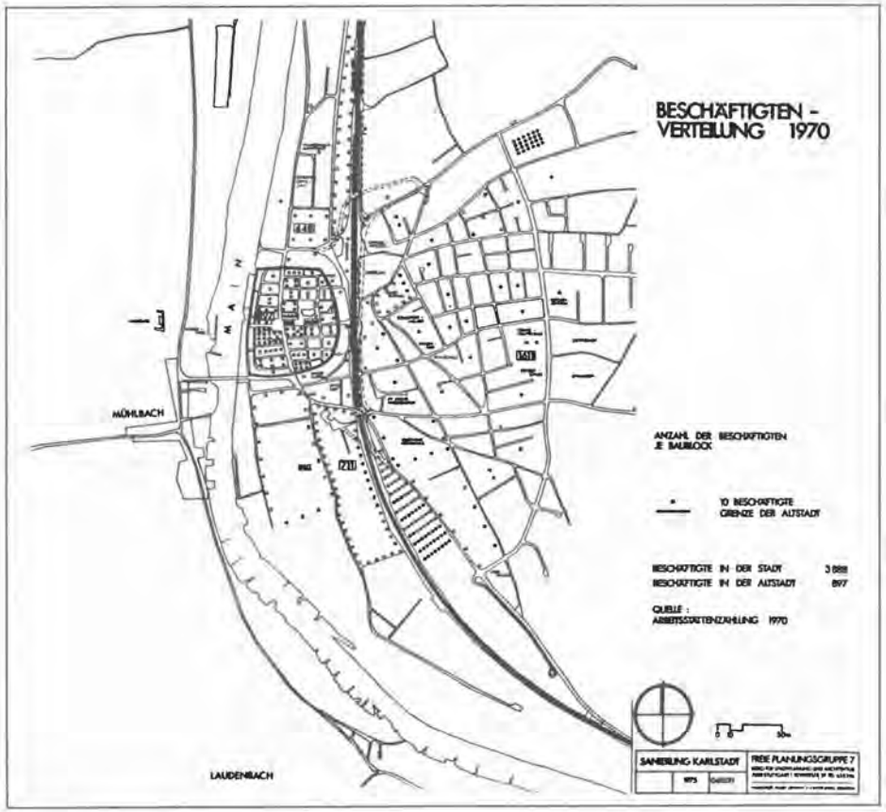
Geschichte und Stadtbild

Das bedeutende typisch mittelalterliche Frankenstädtchen Karlstadt mit etwa 15200 Einwohnern liegt 25 km nördlich von Würzburg. Seine Lage am Wasserweg Main sowie an der Handelsstraße Würzburg – Fulda war bereits im Mittelalter äußerst verkehrsgünstig. Die historische Altstadt gehört zu den vielen hervorragenden städtebaulichen und denkmalwürdigen Stadtensembles Mainfrankens. Diese zeichnen sich durch eine menschenfreundliche Maßstäblichkeit und einen vielseitigen Formenreichtum aus.

Karlstadt wurde um 1200 durch den Würzburger Bischof Konrad von Querfurt zum Schutze der Westgrenze seines weitreichenden Territoriums planmäßig gegründet. Von Anfang an war die regelmäßig geordnete Anlage der heutigen Altstadt sowie die weitgehend erhaltene mittelalterliche Befestigungsanlage in vollem Umfang geplant. Die Neugründung wurde von persönlichen Kenntnissen Konrad von Querfurts, der in seiner Zeit modernsten und zweckvollsten Stadtgründungen der Lombardei beeinflußt. Er wirkte entscheidend bei der staufischen Burgen- und Städtepolitik mit. Die zügige Verwirklichung der Planung ist durch die großzügigen steuerlichen, gerichtlichen und grundherrlichen Privilegien sehr begünstigt worden. Karlstadt entwickelte sich dadurch schnell zu einem bedeutenden wirtschaftlichen Zentrum im fränkischen Raum. Grundlage hierfür war der Wein- und Getreideanbau, ein kunstfertiges Handwerk und ein blühender Handel. Die Stadt erfüllte im ganzen Mittelalter hindurch viele Funktionen. Sie war Verwaltungssitz und Marktstadt; Sitz einer Vielzahl von Händlern, Handwerkern, Weinbauern und Ackerbürgern sowie Poststation. Schließlich übernahm die Stadt eine wesentliche Verteidigungsfunktion für das Bistum Würzburg.

Berühmte Männer des deutschen Geisteslebens wie der Astronom und Mathematiker Johann Schöner (Bildnis 1000-Mark-Schein) 1474, der Reformator Andreas Bodenstein um 1481, der Historiker Michael Beuther 1522, sowie der Chemiker Rudolf Glauber 1604, wurden in Karlstadt geboren. Sie alle gingen aus der bereits frühzeitig bedeutenden Karlstadter Lateinschule hervor.

Die mittelalterliche Stadtanlage mit dem rechtwinkligen Straßensystem wurde im Grund- und Aufriß weitgehend überliefert. Die Altstadt ist heute noch geprägt durch stattliche giebelständige Fachwerkbauten und Steinhäuser aus dem 15. Jahrhundert. Im Zentrum errichtete sich das Bürgertum 1422 unmittelbar neben der romanisch/gotischen Stadtpfarrkirche ein beeindruckendes Rathaus. Die gotische Stirnseite mit dem typischen



Staffelgiebel zählt zu den besten Beispielen spätmittelalterlicher Profanbauten. Dazu gehört ein im 17. Jahrhundert kunstvoll eingebauter Renaissance-Sitzungssaal.

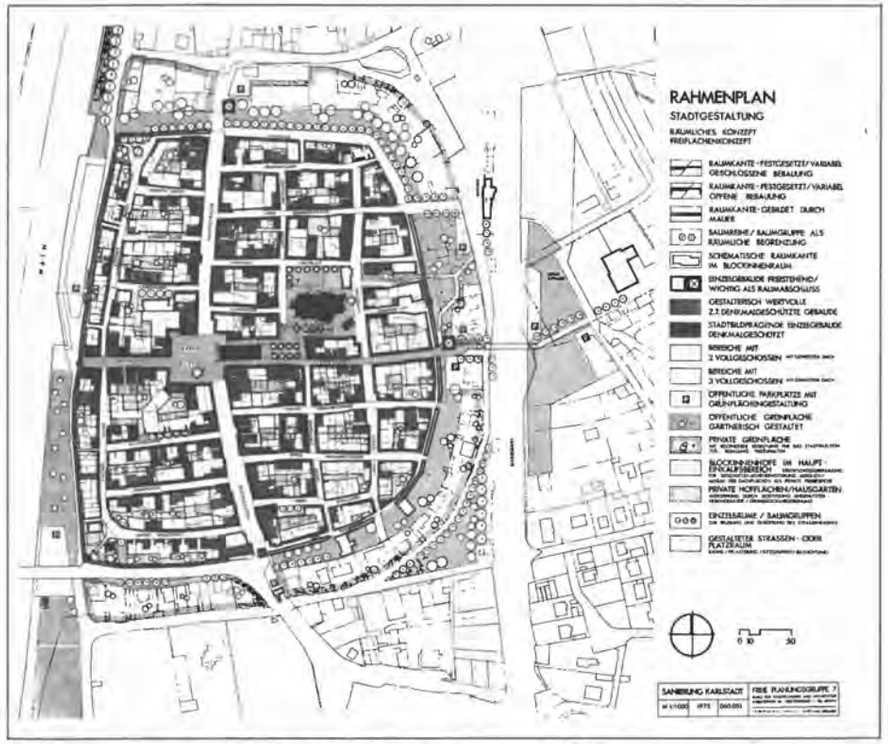
Probleme der mittelalterlichen Altstadt

Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts beschränkte sich die Besiedlung fast unverändert auf die Anlage der Gründungszeit. Erst durch die Industrialisierung wurden dann umfangreiche Stadterweiterungen notwendig, wobei östlich der Altstadt Wohnbauflächen und südlich der Altstadt Industrie- bzw. Gewerbegebiete entwickelt wurden. Die Bevölkerung der Stadt nahm erst in diesem Jahrhundert, insbesondere in den letzten Jahrzehnten, auf mehr als das Doppelte zu.

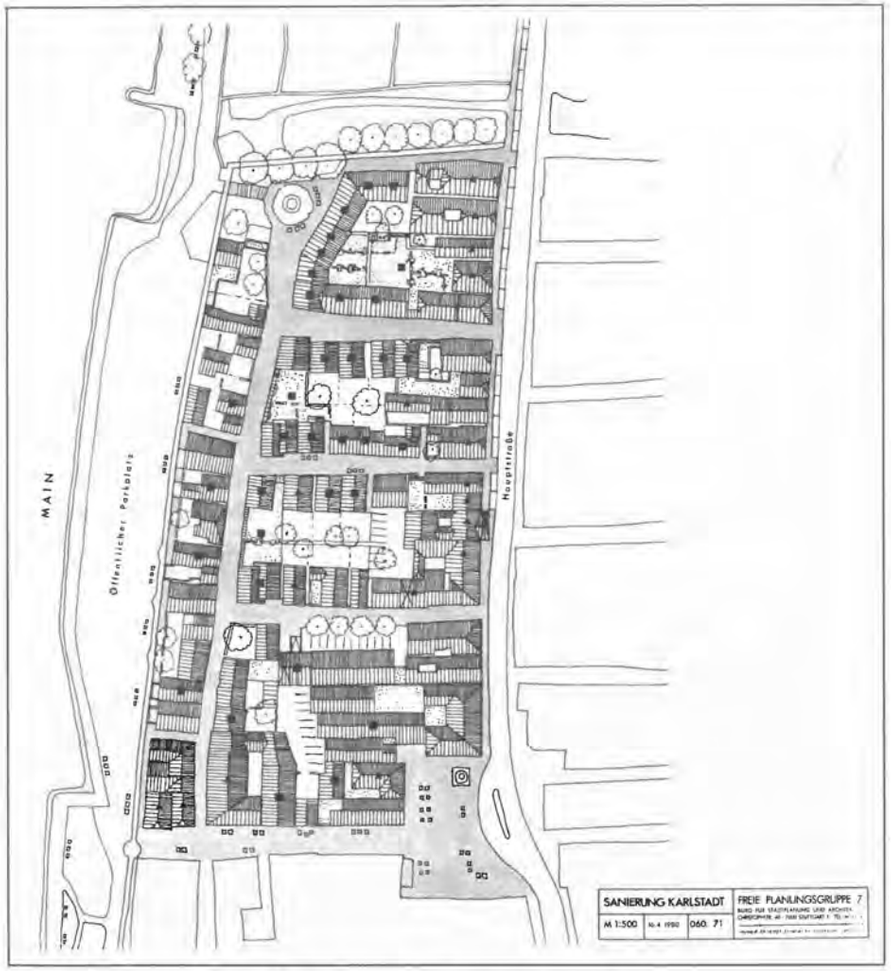
Gleichzeitig verlor die Altstadt nach und nach viele ihrer ursprünglichen Funktionen. Zuerst verließen viele Gewerbebetriebe und Bauern die Altstadt. Dann zogen überwiegend junge Familien in die Neubaugebiete. Die Schulen folgten den Bewohnern. Eine Überalterung und Entleerung der Altstadtquartiere war die Folge. Letztlich verlegte auch noch die

Stadtverwaltung ihren Sitz aus der Altstadt heraus. Nicht gewachsen war die Altstadt auch dem ständig zunehmenden Durchgangsverkehr auf zwei Bundesstraßen (B 26 und 27). Das Parkplatzproblem konnte innerhalb der Altstadt nicht gelöst werden. Etwa die Hälfte der Altstadt liegt im Überschwemmungsgebiet des Maines. Die an sich meist sehr engen Blockinnenbereiche wurden in den Jahrhunderten zunehmend verbaut und von Klein- oder Kleinstbetrieben genutzt. All das bewirkte, daß Häuser nicht mehr bewohnt werden und verfallen. Hinzu kam die Trennung der Altstadt von den Neubaugebieten durch die Bundesbahnstrecke Würzburg – Gemünden. Durch die Aufhebung eines schienengleichen Bahnüberganges wurden beide Stadtteile noch stärker abgeriegelt. Der Fußgängerverkehr wird seitdem durch eine unzureichende, enge Unterführung im Bahnhofsbereich abgewikkelt.

Die Stadt Karlstadt erkannte noch rechtzeitig, daß sie selbst gefordert ist, das historische Stadtensemble in struktureller, funktionaler und gestalterischer Hinsicht zu erhalten. Der Stadtrat beschloß bereits 1967 und dann endgültig 1974, die historische Altstadt zu retten und zu sanieren. Die Altstadt sollte auch zukünftig in der Lage sein, die Versorgung der Kreisstadt und ihres Nahbereiches (mögliches Mittelzentrum) zu gewährleisten. Sie sollte



Rahmenplan Stadtgestaltung für die Altstadt (Planungsstand 1975)

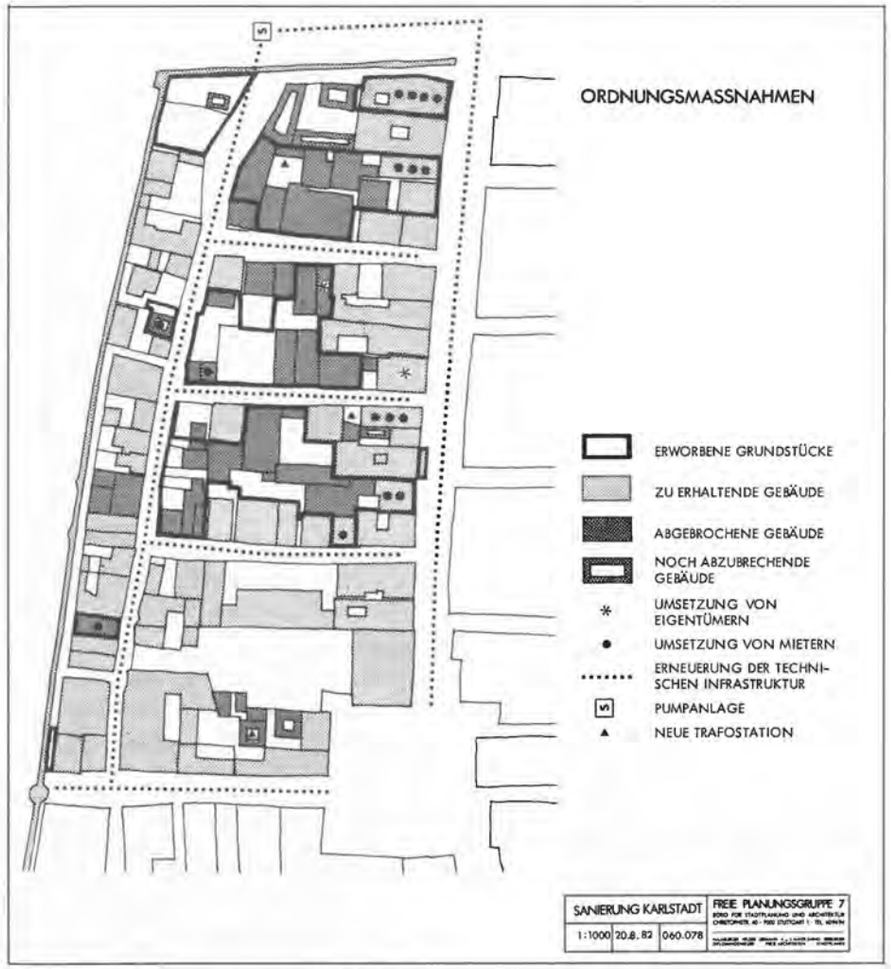


Neuordnungskonzept für das Sanierungsgebiet (Planungsstand 1980)

ferner für das Wohnen wieder anziehender gestaltet werden, damit nach und nach eine ausgewogene Bevölkerungsstruktur erreicht wird. Hierfür entwickelte die Stadt ein beachtliches Engagement, schuf die notwendigen rechtlichen Rahmenbedingungen und stellte schließlich auch die erforderlichen finanziellen Mittel bereit.

Sanierungsplanung

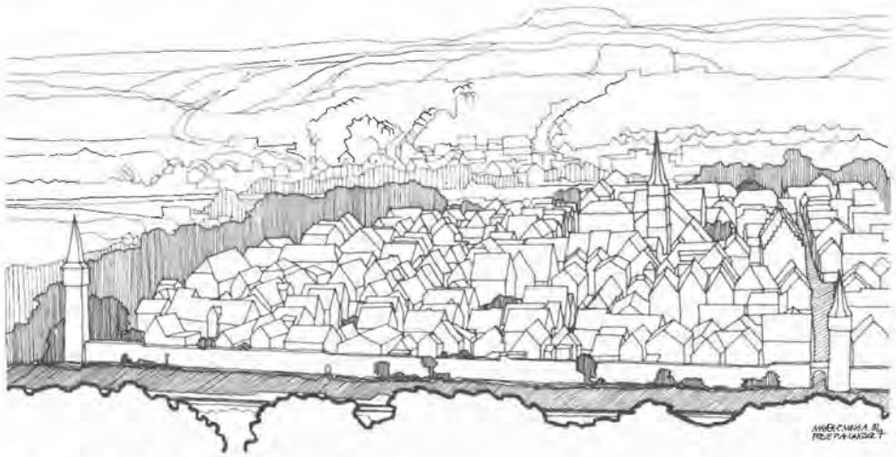
Die vielschichtigen Sanierungsaufgaben erfordern eine in das Detail reichende Planungsintensität und eine besondere Planungsqualität. Das setzt bei allen Beteiligten des Planungs-



Ordnungsmaßnahmen (Planungsstand 1982)

prozesses ein hohes Maß an kritischer Mitwirkungsbereitschaft und nicht zuletzt ein unermüdliches Durchhaltevermögen voraus. In Kenntnis dieser Erfordernisse entschied der Stadtrat eine Stadtsanierung selbstverantwortlich durchzuführen und für das erforderliche konstruktive Zusammenwirken der kommunalen und staatlichen Behörden zu sorgen. Innerhalb der Stadtverwaltung wurde diese wichtige Aufgabe verantwortlich der Bauverwaltung übertragen. Sie wird von beauftragten erfahrenen Stadtplanern der Freien Planungsgruppe 7, Stuttgart, unterstützt.

Für die Vorbereitung und die Durchführung der Sanierung steht der Stadt seit 1971 mit dem Städtebauförderungsgesetz (StBauFG) ein wichtiges zusätzliches rechtliches Instru-

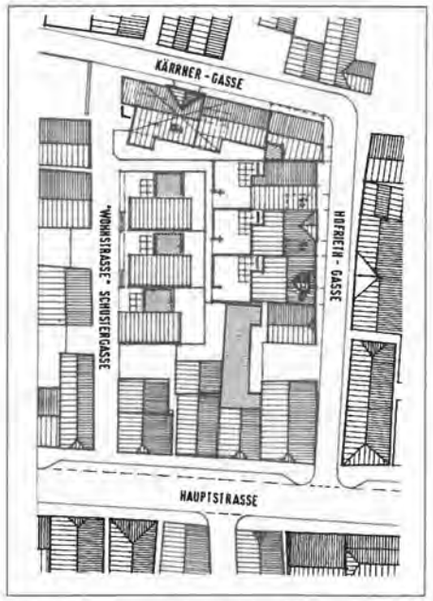


Dachlandschaft des Sanierungsgebietes (1982)

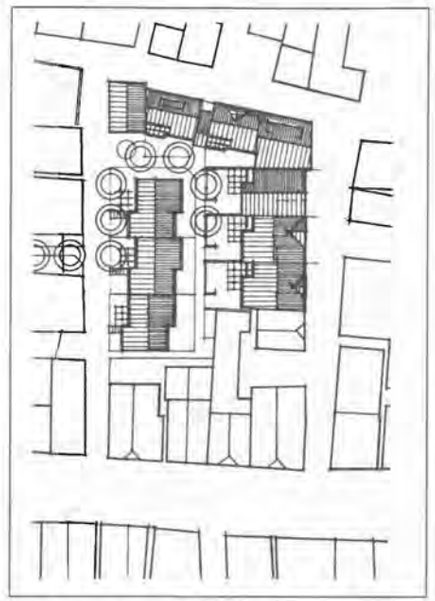
mentarium zur Verfügung. Dem Gesetz liegt ein für derart schwierige städtebauliche Aufgaben notwendiger Planungsablauf zu Grunde. Die Sanierungsmaßnahme wurde 1974 in das Bayerische Städtebauförderungsprogramm aufgenommen und 1976 in das gemeinsame Städtebauförderungsprogramm des Bundes und der Länder übernommen.

1975 sind für die gesamte Altstadt (12,8 ha) *Vorbereitende Untersuchungen* durchgeführt worden. Dabei wurden die sozialen, strukturellen, baulichen und städtebaulichen Verhältnisse und Zusammenhänge erhoben und analysiert. Die Notwendigkeit der Sanierung ist blockweise festgestellt worden. Ferner wurden die Möglichkeiten der Planung und der Durchführung der Sanierung untersucht. Daraus sind dringende Sanierungsziele hergeleitet worden, die der Stadtrat nach einer umfassenden Abstimmung und Abwägung für die konkrete Sanierungsplanung festlegte. Einige Sanierungsziele werden beispielgebend aufgeführt:

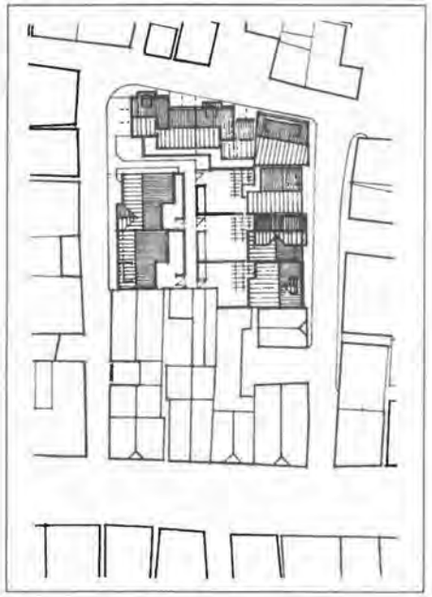
- Die Altstadt soll sowohl älteren Bewohnern als auch Familien mit Kindern eine angenehme, möglichst störungsfreie Wohnumgebung bieten.
- Eine ausgewogene Sozialstruktur ist zurückzugewinnen.
- Die kleinteilige Besitzstruktur soll beibehalten werden.
- Die wirtschaftliche Bedeutung der Altstadt als Geschäfts-, Verwaltungs- und Dienstleistungszentrum soll gestärkt werden.
- Nichtstörende Gewerbebetriebe sollen in der Altstadt bleiben. Die bestehende Funktionsmischung mit ihrer Vielfalt der Nutzungen soll in einem ausgewogenen Gleichgewicht erhalten werden.
- Die Blockinnenflächen sind zu vergrößern und von Bebauung freizulegen.
- Der Objektsanierung ist gegenüber der Flächensanierung der Vorrang einzuräumen.
- Die Heizungen sind möglichst weitgehend auf umweltfreundliche Energien umzustellen.



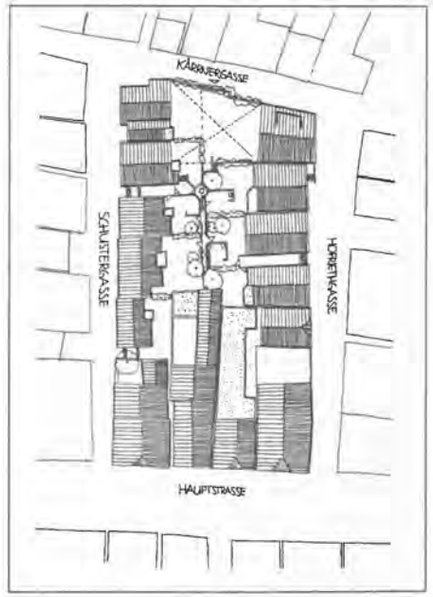
1. Bebauungsvorschlag für das Quartier zwischen Schuster- und Hofriethgasse im Sanierungsgebiet.



2. Bebauungsvorschlag



3. Bebauungsvorschlag



4. Bebauungsvorschlag – Ausführungsentwurf

Fachwerkhäuser im Sanierungsgebiet (Hauptstraße 6, 8 und 10) Zeichnung: Günther Thoma

- Stadtgrundriß, Raumstruktur, Maßstab und Dachstruktur, das typische Stadtensemble, sollen erhalten bleiben.
- Die Qualität der öffentlichen und privaten Freiflächen soll verbessert werden; zusätzliche Ruhe-, Spiel- und Grünbereiche sind zu schaffen.
- Der Fahrverkehr ist zu reduzieren; für die Gassen der Altstadt soll ein Parkverbot gelten.
- Die technische Infrastruktur ist zu verbessern.
- Die Hochwassergrenze soll bei der Festlegung der Erdgeschoß-Fußbodenhöhe berücksichtigt werden.

Unter dieser Zielsetzung wurde für die gesamte Altstadt ein *Rahmenplan* erarbeitet. Er eignet sich besonders für die planerische und organisatorische Vorbereitung der Sanierung, deren Durchführung sich in der Regel in mehreren Abschnitten über einen größeren Zeitraum erstreckt. Er enthält in Form von Rahmenfestsetzungen alle wichtigen Planungsziele – insbesondere gestalterischer, struktureller und funktionaler Art – und zwar mit einer Aussagenschärfe, die der des Bebauungsplans in vielen Belangen nahekommt. Dieser Rahmenplan wurde vom Stadtrat als Selbstbindungsplan beschlossen, nachdem er mit den Trägern öffentlicher Belange und mit der von der Sanierung betroffenen Bevölkerung abgestimmt war. Er gewährt der Stadt eine entwicklungsfähige Planungssicherheit (i.V.m.

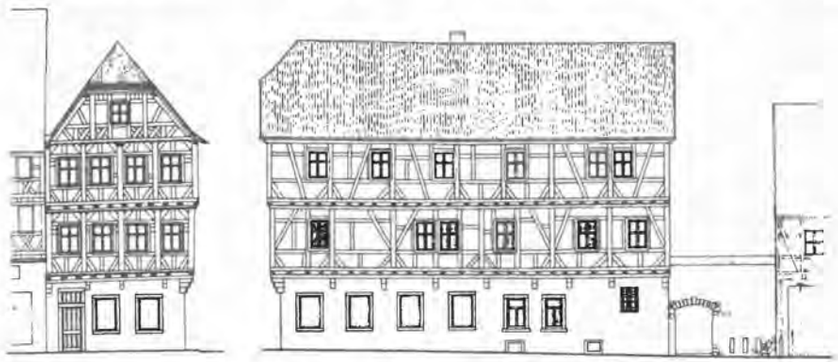
§ 34 BBauG) – eine frühzeitig geschaffene Entscheidungsgrundlage für Baugesuche – ohne daß damit bereits eine rechtsverbindliche Festschreibung verbunden ist. Eine laufende Anpassung der Planung an sich weiterentwickelnde Planungs- und Durchführungsbedingungen ist dadurch möglich, bevor verbindliche Bebauungspläne aufgestellt sind.

Ergänzt wurde der Rahmenplan durch eine *Gestaltungsverordnung* mit verbalen und skizzenhaften Erläuterungen sowie durch einen *Farbleitplan*. Dadurch erhalten die Bauherren, die Architekten und die Genehmigungsbehörde eine konkretere Planungs- und Entscheidungshilfe.

Entsprechend der Dringlichkeit und der finanziellen Leistungsfähigkeit legte die Stadt Karlstadt 1977 das erste *Sanierungsgebiet* „Nordwestliche Altstadt" (2,4 ha) förmlich fest. Dafür wurde ein *Neuordnungskonzept* mit einem *Zeit- und Maßnahmenplan* sowie einer *Kosten- und Finanzierungs*übersicht erarbeitet. *Der Bebauungsplan* für das Sanierungsgebiet liegt im Entwurf vor.

Sämtliche Planungen wurden in allgemein verständlicher Form erarbeitet. Die anschauliche Darstellung der gestalterischen und nutzungsmäßigen Ziele sowie die erstellten Modelle erleichterten wesentlich die Beteiligung der betroffenen Bürger am Planungsprozeß der Stadt und förderten deren Mitwirkungsbereitschaft. Die notwendig hohen städtebaulichen und denkmalpflegerischen Forderungen an die Planung erforderten jedoch oft äußerst schwierige abwägende Entscheidungen. Sie führten in der Regel zu unvermeidlichen zeitlichen Verzögerungen.

Die Umsetzung der Sanierungsziele sowie die Entwicklung der Planung ist besonders deutlich am Baublock zwischen der Schuster- und der Hofriethgasse erkennbar. Entlang der Hauptstraße werden die unter Denkmalschutz stehenden Fachwerkhäuser erhalten und durchgreifend modernisiert. Sie dienen vor allem in den Obergeschossen dem Wohnen. In dem rückwärtigen Bereich zwischen der Schuster- und der Hofriethgasse bis zur Kärrnergasse entschied sich die Stadt für eine Flächensanierung. Ein verhältnismäßig großer Anteil der Bausubstanz war entweder baufällig oder nicht mehr der Zielsetzung



Modernisiertes Fachwerkgebäude im Sanierungsgebiet (Hauptstraße 24) Zeichnung: Saitbert Vautrin

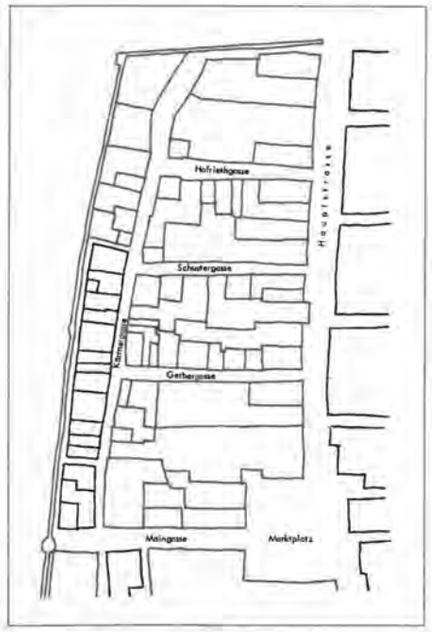
Fassadenentwürfe zu dem 4. Bebauungsvorschlag für die Schustergasse

entsprechend nutzbar. Die Grundstücksstruktur mußte neu geordnet werden. Als Ersatz wurden Stadthäuser (Einfamilienhäuser für junge Familien) mit einem zusammenhängenden Gartenbereich im Blockinnern und einer Sammelgarage an der Kärrnergasse vorgesehen. Im Gegensatz dazu wird in dem Nachbarblock das Flachdach der Garagen und eines großräumigen Ladengeschäftes begehbar und als Wohn- und Spielterrasse gestaltet, um für die umliegenden Wohnungen einen großzügigen Freiraum zu gewinnen.

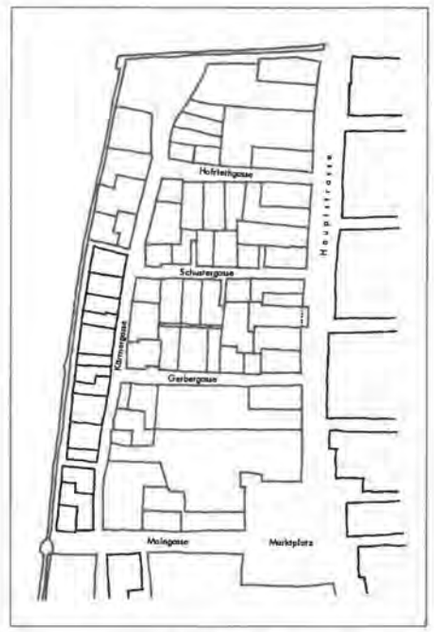
Sanierungsdurchführung

Die Durchführung der Sanierung wurde federführend von der Stadtverwaltung selbst übernommen. Die Stadt beauftragte keinen Sanierungsträger, wie es bei Städten dieser Größenordnung üblich ist. Vielmehr werden die Fachkenntnisse der Freien Planungsgruppe 7 auch bei der Umsetzung der Planung in Anspruch genommen. Die Planer sind aufgrund der umfangreichen Tätigkeit mit den örtlichen Problemen vertraut und können einzelne, sich bereits in der Planungsphase abzeichnende Konflikte besser bewältigen. Vorteilhaft ist auch, daß sich die Beauftragten stets mit den Zielen der eigenen Planung auseinandersetzen und sie nach außen vertreten müssen.

Die Umsetzung der Planung im Sanierungsgebiet ist bereits weit fortgeschritten. 22 Grundstücke wurden für die Durchführung der Sanierung zwischenerworben. 4 Wohnpar-



Eigentumsgrenzen vor der Sanierung



Eigentumsgrenzen nach der Sanierung

teien sind innerhalb und 8 Wohnparteien sind außerhalb des Sanierungsgebietes umgesetzt worden. 34 Gebäude mußten abgebrochen werden. Dazu gehört auch eine Malzfabrik. Reprivatisiert wurden 19 geordnete Baugrundstücke. 17 Einfamilienhäuser, 1 Sechsfamilienhaus und 3 Geschäftshäuser wurden neu errichtet. 1 großer öffentlicher Parkplatz außerhalb des Sanierungsgebietes und 2 Blocksammelgaragen sind fertiggestellt. 2 durchgreifende Modernisierungen von bedeutenden Fachwerkhäusern sind abgeschlossen. Das Sanierungsgebiet ist bereits an die Erdgasversorgung angeschlossen. Die Umgehungsstraße (B 26 und 27) entlang der Bundesbahnlinie ist seit 1979 befahrbar (Bündelung der Verkehrswege). In den nächsten Jahren sind die Sanierung der Kanalisation, die Verkabelung der Stromversorgungsleitungen und der Straßenbeleuchtung, die Neuverlegung einer Gemeinschaftsantennenanlage, die Neugestaltung der Straßen mit Natursteinpflaster und die Modernisierung von 7 Fachwerkhäusern vorgesehen.

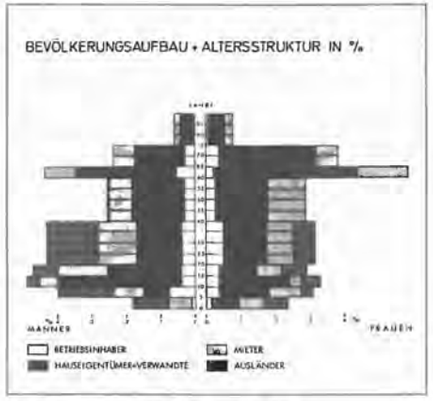
Bei der Modernisierung der unter Denkmalschutz stehenden Bauten werden die Architekten und die Handwerker fachlich besonders gefordert. Verlorengegangene Kenntnisse mußten von neuem erworben werden. Manches Lehrgeld ist bisher verantwortet und bezahlt worden. Einige Handwerker sahen sich den übertragenen Aufgaben nicht gewachsen und gaben auf. Die größten Schwierigkeiten scheinen nunmehr überwunden zu sein. Probleme ergaben sich auch bei den Planungen der einzelnen Neubauten. Die hohen Anforderungen an das baulich-räumliche Einfügen in das Stadtensemble, an die Gestal-

tung der Fassaden sowie an die Ausarbeitung vieler Details mußten an die Wünsche und finanziellen Möglichkeiten der Bauherren angepaßt werden. Dabei gingen die Auffassungen vieler Beteiligter oft gänzlich auseinander. Entscheidungen wurden so in vielen Fällen außerordentlich erschwert.

Sanierungserfolg

Die Sanierung ist so weit fortgeschritten, daß wichtige Erfolge bereits erreicht sind. Einige dieser erfreulichen Ergebnisse seien aufgezeigt: Vor Beginn der Sanierung gab es 44 Wohn- und 20 gemischt genutzte Grundstücke. Nach der Sanierung gibt es 50 Wohn- und 21 gemischt genutzte Grundstücke. Die Zahl der Grundstücke erhöht sich also um 7. Dadurch ist die Besitzstruktur noch kleinteiliger geworden. Dagegen vergrößert sich im Durchschnitt die Grundfläche der Wohngebäude gegenüber dem früheren Zustand. Bedingt durch die Neubauten, die Modernisierung der vorhandenen Substanz und die Blockentkernungen wohnen bereits jetzt wieder viele junge Familien mit Kindern in dem Sanierungsgebiet. Es wird nicht nur der Bevölkerungsrückgang (Stand 1975: 289 E) gebremst, sondern fast der Bevölkerungsstand des Jahres 1967 (367 E) und ein ausgeglichener Bevölkerungsaufbau erreicht. Vor der Sanierung standen im Sanierungsgebiet 53 Stellplätze auf privatem Grund zur Verfügung. Nach Abschluß der Sanierung werden 130 Stellplätze vorhanden sein. Diese Stellplätze dürfen nur von den Bewohnern und den Beschäftigten genutzt werden. Für Kunden stehen ausreichend Parkplätze am Main unmittelbar westlich des Sanierungsgebietes zur Verfügung.

Diese wenigen Beispiele zeigen, daß schon viel erreicht wurde. Der bemerkenswerte Einsatz insbesondere der Stadt Karlstadt wird zunehmend belohnt. Das ist auch wichtig, damit die zurückgestellten weiteren Aufgaben mit neuem Mut begonnen werden können.



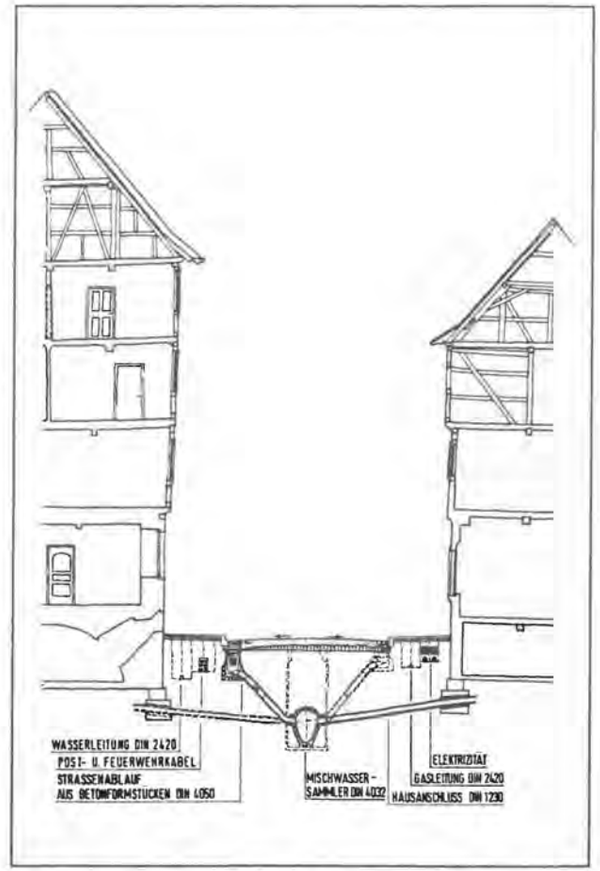
Bevölkerungs- und Altersstruktur vor der Sanierung

Voraussichtliche Bevölkerungs- und Altersstruktur nach der Sanierung

Kosten und Finanzierung der Sanierung

1975 wurde zusammen mit der Erarbeitung des Neuordnungskonzeptes für das erste Sanierungsgebiet eine grobe Kosten- und Finanzierungsübersicht aufgestellt und im Laufe der Jahre fortgeschrieben. Heute erwartet die Stadt Karlstadt im Rahmen der Gesamtdurchführung dieses ersten Abschnittes Kosten in Höhe von etwa 9 Mio DM und Einnahmen in Höhe von etwa 1 Mio DM.

Die Stadt Karlstadt hat zur Finanzierung dieser Maßnahme bisher jährlich durchschnittlich 300000,– DM Eigenmittel aufgebracht. In den Städtebauförderungsprogrammen des Bundes und des Landes wurden der Stadt bis einschließlich 1982 zusammen 3354000,– DM und zusätzlich aus Sonderprogrammen insgesamt 2958000,– DM Finanzhilfen (als Vorauszahlungen) bereitgestellt. Mit den Zuwendungen der Sonderprogramme konnten das historische Rathaus sowie das unter Denkmalschutz stehende städtische Anwesen Hauptstraße 11 (Museum) umgebaut und modernisiert werden.



Straßenquerschnitt mit technischer Infrastruktur (allgemeines Schema)

Literatur

Werner Zapotetzky, Karlstadt, Geschichte einer Stadt in Franken, 1980 – *Gerhard Kralik* und *Günther Thoma,* Karlstadt, gezeichnet und beschrieben von Günther Thoma, 1979 – Freie Planungsgruppe 7, Stuttgart, Altstadtsanierung Karlstadt, Vorbereitende Untersuchungen, 1975 – Städtebauförderung in Unterfranken, 1. Erfahrungsbericht 1981, Würzburg.

Sämtliche Abbildungen wurden, sofern nicht anders vermerkt, von der Freien Planungsgruppe 7, Stuttgart, gefertigt.

Die Autoren

KARL LITZ ist auf S. 103 dieses Jahrgangs dieser Zeitschrift vorgestellt worden.

GERHARD HENKEL (1943): Studium der Germanistik und Geographie an den Universitäten Münster, Würzburg und Köln. 1. Staatsexamen für das Höhere Lehramt 1969. Promotion 1971 und Habilitation 1976 mit siedlungsgeographischen Arbeiten. Seit 1979 Professor für Anthropogeographie im Fachbereich Architektur, Bio- und Geowissenschaften der Universität Essen. Zahlreiche Publikationen zur Historischen Geographie, Dorfgeographie und Angewandten Siedlungsgeographie.

PETER PIASECKI (1949), Doktorand bei Prof. W. Weber mit einer Arbeit über Innovationen im Salinenwesen des 16. Jhds., hat nach dem Studium der Fertigungstechnik an der Fachhochschule Bochum als Dipl.-Ing. in der Industrie gearbeitet und ist, nach weiterem Studium der Geschichte, Kunstgeschichte und Erziehungswissenschaft an der Universität Bochum, als Studienrat an den Berufs-, Berufsfach- und Fachoberschulen in Bottrop tätig. 1983 wird eine Arbeit von ihm über »Die Grundriß-Planproportionen der Abdinghofkirche des Bischofs Meinwerk von Paderborn« erscheinen.

JOCHEN WILKE (1937): Bauingenieurstudium an den TU Berlin und München; umfassende Berufserfahrung durch Tätigkeit in Architektur-, Planungs- und Ingenieurbüros sowie als Bauleiter. Städtebauliches Aufbaustudium an der TU München. Große Staatsprüfung im Fachgebiet Wohnungs- und Städtebau. Seit 1973 Referent für Städtebauförderung der Regierung von Unterfranken.

Notizen

Denkmalpflege-Aktivitäten

Das Europa-Nostra-Diplom wird in diesem Jahr dem Förderkreis Alte Kirchen verliehen, der sich um die Erhaltung und Rettung der Fachwerkkirchen im Lande Hessen besonders verdient gemacht hat.

In Ludwigsburg bei Stuttgart wurde das barocke Favorite-Schlößchen der Öffentlichkeit als Museum übergeben. Für die sechsjährigen Restaurierungsarbeiten hat das Land Baden-Württemberg fast sechs Millionen Mark ausgegeben.

Angesichts der schwierigen wirtschaftlichen Lage greift die *Sparwelle in der DDR* verstärkt auch auf den kulturellen Bereich über. Wie die Ostberliner Zeitschrift Wirtschaftswissenschaften in ihrer jüngsten Ausgabe berichtete, konzentrierten sich die bis 1985 geplanten Investitionen lediglich auf einige Prestigeobjekte wie die Semperoper in Dresden oder den Friedrichstadtpalast in Ostberlin. Für die Erhaltung der Bausubstanz der »Masse der kulturellen Einrichtungen« reichten dagegen die verbleibenden Gelder nicht aus.

Ein Hilfskomitee zur Rettung hochwertiger Kulturdenkmäler in *Krakau* ist in Bergkamen gegründet worden (Postfach 1603, 4619 Bergkamen). Nachdem polnische Restauratoren im letzten Jahrzehnt auch im Bundesgebiet zahlreiche bedeutende Restaurierungsarbeiten vollbracht und hervorragende Denkmäler vor dem Verfall gerettet haben, geht es nun darum, den Polen mittels Sachspenden zu helfen, in der historischen Hauptstadt Krakau die »Königliche Straße« vor dem Verfall zu retten und zu restaurieren. In Krakau selbst wurde ein Komitee hierzu gegründet. Deutscherseits will man Hilfe durch private Initiative leisten. Die 25 Patrizierhäuser und kleinen Paläste, die durchweg aus dem 13. und 14. Jahrhundert stammen, werden derzeit von polnischen Fachleuten als komplexe Einheit wiederhergestellt. Ein Palais in dieser ehemaligen Prachtstraße ist als Sitz eines Instituts gedacht, das sich dem Schutz von Baudenkmälern internationalen Ranges annehmen wird.

Dringend restaurierungsbedürftig sind historische Bauwerke in der Türkei. Die Liste umfaßt die Theodosianischen Mauern und andere Befestigungsanlagen aus byzantinischer Zeit in Istanbul, sowie die im 16. Jahrhundert von dem berühmten osmanischen Baumeister Sinan gebaute Moschee Süleimans II. und die Sultanspaläste von Topkapi und Yildiz, außerdem als Beispiele typischer osmanischer Profanarchitektur 90 alte Holzhäuser in Istanbul und sieben frühchristliche Kirchen in Kappadozien, die wertvolle Fresken enthalten. Insgesamt werden die Restaurationsarbeiten 194 Millionen Mark kosten, wobei auch die Verschmutzung des Goldenen Horns bekämpft werden soll. Diese Mittel hofft die Türkei aus dem Fonds einer internationalen Kampagne der UNESCO zur Erhaltung historischer Baudenkmäler zu bekommen.

Bayern an der Spitze

Bayern gehört nach Darstellung des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz zu den Bundesländern, die sich vorbildlich um die Erhaltung von Kulturgütern bemühen. Mit Aufwendungen von insgesamt 300 Millionen Mark für nichtstaatliche Denkmäler von 1973 bis 1982 liegt Bayern an der Spitze der Bundesländer. Der bayerische Kultusminister Hans Maier bezeichnete »Tradition und Kulturerbe« als »für das Leben in Bayern unabdingbar«. Er begrüßte auch die wachsende Restaurierfreudigkeit der privaten Eigentümer. Für die Instandsetzung des Klosters Banzim im Landkreis Lichtenfels – laut Maier »ein Bauwerk von europäischem Rang« – hat das Land drei Millionen Mark bereitgestellt. Die ehemalige Benediktinerabtei wurde von

1698 bis 1755 zum Teil auf mittelalterlichen Fundamenten errichtet. Weitere Mittel seien, so der Minister, für die Restaurierung und Konservierung der römischen Thermen in Weißenburg (Landkreis Weißenburg-Gunzenhausen) und die Klosterkirche in Buxheim (Landkreis Unterallgäu) bewilligt.

Teurer Fassadenabbruch

Wegen mehrerer Vergehen gegen das Denkmalschutzgesetz wurde jetzt ein Konstanzer Bauherr mit einem Bußgeld in Höhe von 10000 Mark belegt. Dem Bauherrn wird vom Konstanzer Rechtsamt und dem Landesdenkmalamt vorgeworfen, im vergangenen Jahr ohne Genehmigung Fassade und Kellergewölbe eines aus dem Spätmittelalter stammenden Hauses in der Konstanzer Altstadt abgebrochen und eine historische Holzbalkendecke vernichtet zu haben. Der Bauherr hat gegen den Bußgeldbescheid Einspruch erhoben.

Kunstschätze im Keller

Rund zwei Drittel der insgesamt 35778000 Kunstwerke und Altertümer im Besitz der 1404 italienischen Museen sind den Besuchern vorenthalten. Wegen Platzmangels in den Ausstellungsräumen verstauben 66,3 Prozent der Gegenstände in Kellern und in anderen Lagerräumen der Museen. Diese Zahlen sind in einer Untersuchung des Statistischen Landesamtes in Rom enthalten. Am mißlichsten ist die Situation demnach in den staatlichen Museen, wo nur 22,6 Prozent der verwahrten Stücke wirklich ausgestellt werden. In den privaten Museen sind es hingegen 73,3 Prozent. Die Untersuchung befaßt sich auch mit der Tatsache, daß italienische Museen oft mehr geschlossen als geöffnet sind. 40,1 Prozent der Museen sind an 20 Stunden pro Woche zugänglich.

5 Jahre Ausbildungszentrum Venedig für Handwerker im Denkmalschutz

Als 1977, zwei Jahre nach dem Europäischen Denkmalschutzjahr, in Venedig das Europäische Ausbildungszentrum für Handwerker im Denkmalschutz seine Tore öffnete, war das der Beginn einer Reise ins Unbekannte. Zwar beklagte jedermann das Fehlen von Handwerkern mit Fachkenntnis im Restaurieren, Erhalten, Modernisieren von historischer Bausubstanz, ob aber ein europäisches Zentrum Sinn hätte, ob sich überhaupt Handwerker bereitfänden, für drei Monate Familie, Arbeitsplatz, sicheren Verdienst und liebgewonnenen persönlichen Komfort aufzugeben, ob sich ein allgemeingültiges Kursprogramm aufstellen und über Stipendien finanzieren lasse, das alles war nicht besonders klar.

Der Versuch läuft jetzt fünf Jahre, das Zentrum ist auf die Insel San Servolo in der Lagune von Venedig umgezogen und bietet dreimonatige Weiterbildungskurse im Denkmalschutz für Bauhandwerker an. Vorausgesetzt wird einschlägige Berufserfahrung, die sich in Gesellen- und Meisterbrief und praktischer Arbeit auf der Baustelle oder in der Werkstatt ausdrückt. Die Kurse, zu dritt oder viert in Zyklen gruppiert, bestehen zur Hälfte aus Theorie und zur anderen Hälfte aus praktischer Arbeit in den Werkstätten des Zentrums oder an Restaurierungsprojekten in Venedig.

Wer also zum Zentrum kommt auf der Suche nach ein paar zusätzlichen Rezepten und Tricks, die sich einfach und gewinnbringend zuhause anwenden lassen, der muß bitter enttäuscht werden, wenn er zu 36 Stunden Baugeschichte, 28 Stunden Baustoffkunde, 14 Stunden Zeichnen verurteilt wird, wozu noch so unpraktische Themen wie die Grundlagen des Denkmalschutzes von Morris über Riegl zur Europäischen Denkmalschutz-Charta hinzukommen.

Wenn dann noch der Steinmetz dadurch verunsichert wird, daß sein praktisches Salzsäurereinigungsmittelchen verdammt wird und er selber zum Studium chemischer Prozesse, wenn der Schreiner eine fehlende Ecke am Schrank nicht einfach neumachen und unsichtbar ersetzen darf; wenn der Schmied verrostetes Eisen retten muß und nicht einfach absägen und wegwerfen darf, dann kann das nicht friedlich zugehen. Das tut es auch nicht, denn Handwerk ist heute kein Zuckerschlecken mehr, und viele kommen nach Venedig, weil sie gründlich unzufrieden sind mit dem, was ihnen heute als Arbeitsfeld geboten wird.

Denkmalschutz erscheint dann als rettender Ausweg, aber der ist mühsam zu gehen. Bisher haben 249 Handwerker aus 14 Ländern im Zentrum gelernt und gearbeitet; 73 davon kamen aus der Bundesrepublik Deutschland, 52 aus Frankreich, 33 aus den Niederlanden, 1 aus Ungarn, Malta und den USA. 114 Steinmetze, 53 Schreiner, 41 Stukkateure, 34 Maler und 7 Schmiede haben sich nebeneinander mit Theorie und Praxis des Denkmalschutzes geplagt und ein wenig zur Rettung Venedigs beigetragen.

Zwar sind die Schwierigkeiten längst nicht überwunden. Die Werkstattausrüstung des Zentrums ist rudimentär, die Unterbringung spartanisch. Hier ist Hilfe willkommen, wie sie das deutsche Handwerk, besonders das Steinmetzhandwerk, und andere Gönner schon geleistet haben. Das venezianische Modell gibt aber Impulse, das Gründen geht um, man will's anders und viel besser machen, und auch damit erfüllt das Zentrum einen Teil seiner Aufgabe.

Publikationen

Mit dem Thema »*Murten*« befaßt sich das Heft 6 von »Pro Freiburg« (Stalden 14, CH-1700 Freiburg). Die mittelalterliche Kleinstadt im Kanton Freiburg war im Denkmalschutzjahr 1975 eines der vier schweizerischen Pilotprojekte, an denen die neuen Leitsätze der Denkmalpflege ausprobiert werden sollten: Nicht mehr nur Schutz einzelner Denkmäler, sondern »integrierte Denkmalpflege«, »Ensembleschutz« waren das Ziel. Elisabeth Castellani-Stürzel sieht in den bisher erfolgten Maßnahmen jedoch lediglich »oberflächliche Stadtkosmetik und Prestigerenovierungen«. Denkmalschutz dürfe sich nicht in der rücksichtslosen touristischen Kommerzialisierung von Ästhetik und Geschichte erschöpfen, sondern müsse in erster Linie sozial motiviert sein und den Bedürfnissen der Bewohner Rechnung tragen.

Der »Erhaltenden Erneuerung zurückgebliebener Altstadtgebiete« gilt eine Denkschrift der Deutschen Akademie für Städtebau und Landesplanung, Landesgruppe Bayern. Angesichts der schwieriger gewordenen öffentlichen Haushaltslage besteht die Gefahr, »daß vorbereitete Erneuerungsmaßnahmen in großer Zahl nicht mehr in Angriff genommen, begonnene nicht weitergeführt werden können, wenn die Finanzierung und stetige Förderung in Zukunft nicht gewährleistet sind.« Die Landesgruppe fordert daher einerseits die Bereitstellung der entsprechenden Mittel durch Bund, Land und Gemeinden. Andererseits erkennt sie die Notwendigkeit, die Anforderungen des Wohnungsbaues, des Baurechts und der Denkmalpflege in den alten Orts- und Stadtkernen auf ein vertretbares Maß zurückzuführen.

Am Beispiel Augsburgs berichtet die Nr. 57 (Ausgabe B) der »Denkmalpflege Informationen« aus dem Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege über »Probleme und Erfahrungen in der praktischen Denkmalpflege in einer Großstadt«. Augsburg ist eine der Großstädte in Bayern, in denen auf engem Raum sämtliche Bereiche der Baudenkmalpflege zu behandeln sind, von der Bauberatung bei einfachen Wohn- und Bauernhäusern über die Betreuung von Bürger- und Patrizierhäusern, Palais und Schlößchen, bedeutender öffentlicher und kirchlicher Monumentalbauten bis hin zu den gründerzeitlichen Stadtvierteln sowie den Parkanlagen, Gärten und Friedhöfen und nicht zuletzt den frühen Industriebauten, technischen Denkmälern und Arbeitersiedlungen mit ihren speziellen Erhaltungsproblemen.

Eberhard Schulz †

Journalisten seines Schlages werden kaum noch nachwachsen. Denn die subjektive, durchaus parteiische Ausdruckskraft, die sie auszeichnet, ist nicht mehr gefragt und wird nicht mehr geübt in einer Zeit, die uns mit Daten überschüttet und optische Eindrücke aus aller Welt per Knopfdruck vermittelt. Eberhard Schulz, der am 13. 7. 1982 starb, verband noch beides: die Information und die farbige, leuchtende, »einleuchtende« Umkleidung. Ob er Menschen, Landschaften, Bauwerke, Städte, Ausgrabungsplätze be-

schrieb, alles geriet zur »Szene«, zum bewegten Bild, das dem Leser vor Augen blieb. Seine erstaunliche Vielseitigkeit und quantitative Leistung war freilich nicht nur in der journalistischen Begabung, im schnellen Aneignungsvermögen begründet oder auch in der raschen Assoziationsfähigkeit, sondern wuchs auf dem soliden Hintergrund humanistischer Bildung, die der Pfarrerssohn aus Capelle bei Dessau zunächst am Gymnasium in Frankfurt an der Oder, dann in einem theologisch-archäologischen Doppelstudium in Berlin, Marburg und Bonn erworben hatte. Ein Aufenthalt als Austauschstudent in Amerika brach den klassich-konservativen Horizont auf, und mit der andrängenden Fülle der Eindrücke aus der Neuen Welt mag es zusammengehangen haben, daß Schulz Journalist, Publizist, Essayist wurde und nicht Fachwissenschaftler.

Merkwürdig genug: im Laufe dieser Karriere, die von der »Frankfurter Zeitung« über den »Kurier« in Berlin schließlich zur »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« führte, haben Leute vom jeweiligen Fach, über das er schrieb, ihn stets für einen der Ihrigen gehalten. Führende Theologen wie Bultmann und Archäologen in Griechenland und in der Türkei spürten, daß sie es mit einem solide Unterrichteten zu tun hatten, und als er sich nach Kriegsende der modernen Architektur zuwandte, galt er sehr bald als führender Architekturkritiker.

Ja, die Kritisierten selbst verliehen ihm 1963 als erstem spontan den vom BDA gestifteten »Preis für Architekturkritik«. Daß der Preisträger in seinem letzten Buch »Das kurze Leben der modernen Architektur« schließlich scharf und ungeduldig wurde, zeugt von seiner Unbestechlichkeit, aber auch von seiner herben Enttäuschung, trug er doch mit diesem Titel eigene Hoffnungen zu Grabe, die er an die Entwicklung der durch den Nationalsozialismus unterdrückten modernen Architektur geknüpft hatte. Sie waren von jeher verbunden gewesen mit einem eigensinnigen, durch keinerlei ökonomische Analyse beirrten Gedanken an geschichtliche, kulturelle Kontinuität über alle Katastrophen und Kriege und alle Wirtschaftswirklichkeit hinaus.

Der erste Aufsatz, den Schulz 1934 für die »Frankfurter Zeitung« schrieb, trug den Titel »Archäologie der Zukunft« und betraf – verblüffenderweise – die Wolkenkratzer von New York. Diese Art der Zusammenschau über Epochen hinweg war aber zugleich durchtränkt vom Pessimismus. Schulz hatte etwas von Jacob Burckhardt und Oswald Spengler in sich. Unter seinen zahlreichen Versuchen sind viele, die dem Rätsel der Zwiespältigkeit des modernen Menschen auf die Spur kommen, die erlösende Chiffre finden möchten. Zwei Titel seiner Bücher sind dafür bezeichnend: »Der elastische Mensch« oder »Die große Rochade«. Aber die schönsten, leuchtendsten Beispiele von der Art, wie Schulz Landschaft, Kunst, Kultur und eigene Gedanken bildkräftig versammelte, sind unter dem Titel »Archäologische Landschaft« zu lesen: da war er mit sich und der Geschichte allein und im Frieden.

Besprechungen

Die Rechtsquellen des Kantons Graubünden. B. Die Statuten der Gerichtsgemeinden. Tl. 1: Der Gotteshausbund, Bde. 1 und 2 (Oberengadin, Unterengadin). Unter Mitwirkung von PETER LIVER *bearb. und hrsg. v.* ANDREA SCHORTA. *Aarau: Sauerländer 1980/81. 669 u. 624 S., 1 Kte. (Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen, 15. Abt.)*

Das großartige, derzeit unter der umsichtigen Leitung von H. Herold stehende Editionsunternehmen »Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen« ist mit den hier anzuzeigenden Engadiner Quellen bereits beim 65. Bd. angelangt. Diese betreffen das Tal des jungen Inn. Dessen oberer Teil, das Oberengadin, gehörte einst zur Grafschaft Oberrätien und kam dann unter die Herrschaft der Churer Bischöfe, die hier 1526 ein Ende fand. Die nunmehr zu einer autonomen Stellung gelangten Gerichtsgemeinden schufen, ähnlich wie manche Reichsstadt, eine reiche Statutargesetzgebung, innerhalb der das Zivilstatut 1544, 1563 und 1665 neu redigiert wurde, während das auf der Carolina (1532) beruhende Strafgesetz von 1573 bis zum Ausgang des 18. Jhds. fast unverändert blieb.

Das von Pontalt bis zur Tiroler Grenze bei Martinsbruck sich erstreckende Unterengadin war lange ein Bestandteil der Grafschaft Vinschgau und kam über die Tiroler und Görzer Grafen an die Habsburger, die jedoch zufolge der Umtriebe des Gotteshausbundes ihre Hohheitsrechte hier nicht zur Landeshoheit auszubauen vermochten und ihre Rechte schließlich 1652 an die Gemeinden verkauften. Die Edition beginnt mit dem Strafgesetz von 1492, dem das von Kaiser Maximilian I. und dem Churer Fürstbischof mit den Gemeinden vereinbarte Kriminalstatut von 1519 folgte, das nach dem »Auskauf« von 1652 jedoch durch eigene Statuten ersetzt wurde. Die Ausschaltung herrschaftlichen Einflusses hatte zu einer starken Zersplitterung der Gerichtsbarkeit geführt und fast jeder der kleinen Gerichtssprengel gab sich selbst seine Statuten.

Der »Anhang« bringt Kundschaften von 1446 und 1465 über die Rechte des Tiroler Landesfürsten im Unterengadin, den zwischen Kaiser Maximilian I. und dem Churer Bischof 1519 geschlossenen Statusvertrag sowie das schon erwähnte Strafgesetz von 1519. Da nach Verdrängung der feudalen Gewalten die Engadiner Gerichtsgemeinden Miniaturdemokratien bildeten, enthalten ihre Zivilstatuten auch zahlreiche öffentlich-rechtliche Bestimmungen, die in fürstlichen Territorien in Landesordnungen einheitlich geregelt erscheinen. Die frühneuzeitlichen Statuten wurden entweder in romanischer Sprache erlassen oder in diese übersetzt, deshalb sind manche der hier vortrefflich edierten Rechtsquellen zugleich auch wichtige Sprachdenkmäler sowie eine beachtenswerte Fundgrube für Wirtschafts- und Kulturgeschichte. Peter Liver hat jedem Band eine meisterhafte geschichtliche Einleitung vorangestellt, die das Verständnis der einzelnen Texte erleichtert. Ein in Vorbereitung befindlicher 3. Bd. soll die Rechtsquellen des Münstertales sowie ein Glossar zu allen drei den Gerichtsgemeinden des Gotteshausbundes gewidmeten Bänden bringen.

Innsbruck Nikolaus Grass

HANS STURMBERGER, *Land ob der Enns und Österreich. Aufsätze und Vorträge. (Ergänzungsband zu den Mitteilungen des Oberösterreichischen Landesarchivs 3.), Linz: Oberösterreichisches Landesarchiv 1979, 656 S., öS 450,–.*

In der Reihe der Direktoren des o.ö. Landesarchivs war Hans Sturmberger die sechste Historikerpersönlichkeit, die diesem Institut seit seiner Gründung vorstand und es zu überlokalem Ansehen führte. Vorliegender Band wurde zu seinem 65. Geburtstag herausgebracht. Er bezeugt die hohe Achtung, die dieser Geschichtsforscher sich mit seinem wissenschaftlichen Lebenswerk erworben hat. Die Spannweite seiner Tätigkeit als Geschichtsschreiber kommt deutlich in der Überschrift des Beitrages von Adam Wandruszka »Weltgeschichte und Landesgeschichte im Werk Hans Sturmbergers« zum Ausdruck, der dieser Sammlung von Aufsätzen und Vorträgen als Einleitung vorangestellt ist.

Zur Mitte seiner Forschungsarbeit wurde für Hans Sturmberger das Zeitalter von Reformation und Gegenreformation. Die Quellenbestände des eigenen Archivs boten ihm die Ausgangsposition. Ein weiteres Geschichtskapitel, das ihn in steigendem Maße fesselte, ist die politische und geistige Entwicklung österreichischen Staatsdenkens und österreichischer Verfassung von der Aufklärung bis an die Schwelle der Gegenwart. Schließlich beschäftigte er sich auch mit zeitgeschichtlichen Fragen. Aus diesem umfassenden Themenbereich ergab sich auch die Gliederung vorliegenden Sammelbandes, der aus seiner Gesamtbibliographie von 73 Veröffent-

lichungen einen interessanten Querschnitt bietet: Gestalten und Ereignisse des konfessionellen Zeitalters – Zur Geschichte Österreichs und seiner Verfassung – Das Land ob der Enns – Skizzen und Porträts.

In diesen Veröffentlichungen wird mehr als einmal deutlich, daß Hans Sturmberger Geschichtsschreibung nicht nur als eine wissenschaftliche, sondern auch als eine künstlerische Tätigkeit verstand. Leuchtende Vorbilder waren für ihn stets Leopold von Ranke und sein Wiener Lehrer Heinrich Ritter von Srbik.

Linz Otto Wutzel

Neustadt an der Weinstraße. Beiträge zur Geschichte einer pfälzischen Stadt. Hrsg. v. d. Stadt Neustadt an der Weinstraße. Bearb. von Stadtarchivar KLAUS PETER WESTRICH. *Verlag D. Meininger, Neustadt an der Weinstraße 1975, 776 S.*

Jubiläumstage sind der Anlaß, Stadtgeschichte zu Repräsentationszwecken hervorzuholen. Was sich dann der Öffentlichkeit darbietet, verrät etwas von der Art, wie Menschen und Städte mit ihrer Geschichte umgehen, was sie verdrängen und wo sie in der Vergangenheit Elemente der eigenen Identität suchen. Selbstdarstellung hat bei solchen Gelegenheiten durchweg Vorrang, wenngleich Aspekte kritischer Bilanz und wissenschaftliche Interpretation nicht fehlen müssen.

In diese Kategorie fällt der seitenstarke und sehr gut ausgestattete Band, den Neustadt an der Weinstraße zur Erinnerung an die Verleihung des Stadtprivilegs durch Rudolf von Habsburg 1275 herausgegeben hat. Die mehr als vierzig Beiträge zur Geschichte des pfälzischen Weinbauzentrums reichen chronologisch von den frühgeschichtlichen Fundstätten bis zur »weitsichtigen Politik der alten Stadt« bei den Eingemeindungen von 1969/74 und umfassen thematisch so disparate Aufsätze wie Einzelstudien über die Musikerziehung des ausgehenden Mittelalters über die Flößerei auf dem Speyerbach bis zu den Firmenlisten und Datensammlungen von Neustadter Buchverlagen in neuerer Zeit. Das alles sind zweifellos Gesichtspunkte, die in einer Stadtgeschichte ihren Platz haben müssen. Unverzichtbar erscheinen Skizzen solcher Art vor allem dann, wenn sie den Weinbau und den Weinhandel im geschichtlichen Ablauf aufzeigen, weil sie damit an ein Stück Stadtindividualität rühren. Aber die meisten dieser Beiträge stehen doch ziemlich unverbunden nebeneinander und lassen die integrierende Kraft einer geschlossenen Konzeption vermissen. Zudem sind nicht alle Texte mit jener Sicherheit des Urteils geschrieben, die schriftstellerische Erfahrung oder wissenschaftliche Forschung gleichermaßen verleihen.

Übergeordnetes Interesse dürfen insbesondere jene Beiträge beanspruchen, die entweder die lokale Entwicklung im Zusammenhang mit der allgemeinen Geschichte darstellen oder aufgrund eigener Quellenerschließung Ergebnisse von exemplarischer Bedeutung vorweisen können. Nach der Wiedergabe, Übersetzung und Interpretation des Stadtprivilegs (P. Spieß) folgt eine Analyse der Rolle Neustadts in der pfalzgräflich-kurpfälzischen Territorialverwaltung (Th. Karst). Ausgehend von den Ereignissen des Bauernkrieges und basierend auf dem Türkensteuerregister von 1584 findet sich eine Darstellung der städtischen Sozialstruktur im sechzehnten Jahrhundert, die die Wohnverhältnisse, die Berufsgliederung und den Vermögensstand der Einwohner eindrucksvoll veranschaulicht (W. Alter). Zusammenfassende Abschnitte der Stadtgeschichte behandeln die Auswirkungen des pfälzischen und des spanischen Erbfolgekrieges (P. Habermehl) und die Epoche der französischen Revolution (T. Lembcke). Die wirtschaftliche Entwicklung seit der Industrialisierung ist nachzuvollziehen in einer gründlichen Untersuchung über das Bankwesen im 19. Jhd. (H. P. de Longueville) und, gewissermaßen als Vorgeschichte, in einer ebenso informativen Schilderung des Strukturwandels nach dem Zweiten Weltkrieg (H. U. Zapp). Die politische Geschichte seit der Reichsgründung tritt demgegenüber zurück. Man findet nur, was die Auswertung der Tagespresse ergab, und dies ist, etwa für die Jahre des Separatismus und der französischen Besatzung, schon durchaus beachtlich (Gabriele Ziegler). Die Streiflichter jedoch, die die »politische, gesellige und kulturelle Arbeit« vom Vormärz bis zum Zweiten Weltkrieg ausleuchten sollen, fallen gerade noch auf zwölf Zeilen, in denen die »Kampfzeit« der NSDAP erwähnt wird, während die zwölf Jahre, in denen Neustadt die Gauhauptstadt Joseph Bürckels war, völlig im Dunkeln bleiben.

Frankfurt a. M. Dieter Rebentisch

KARLHEINZ BAUER *(Red.), Aalener Jahrbuch 1978. Konrad Theiss Verlag: Stuttgart und Aalen 1978. 216 S. Text, 31 Abb. auf 16 Tafeln.*

Mit erheblicher Verspätung gelingt es dem Rezensenten, sich mit dem »Aalener Jahrbuch 1978« zu beschäftigen. Es ist spät, aber gewiß nicht zu spät, denn es handelt sich nicht um einen termingebundenen Jahresbericht, sondern um die Darstellung einer Stadt, die glaubt, sich besser präsentieren zu müssen, als es bisher der Fall war. Der erste Vorsitzende des »Geschichts- und Altertumsvereins Aalen e.V.«, Ernst Häußinger, schreibt im Vorwort, daß man sich die Aufgabe gestellt habe, »der lokalen historischen und allgemeinwissenschaftlichen Forschung und Darstellung ein Publikationsorgan zur Verfügung zu stellen, dessen erstes mit diesem Aalener Jahrbuch 1978 der Öffentlichkeit vorgestellt wird. Der Geschichts- und Altertumsverein Aalen wagt dies in der Erkenntnis, daß unsere Stadt in diesem Punkte gegenüber Nachbarstädten einen gewissen Nachhol- und Aufholbedarf hat. Dem Jahrbuch, das nach unseren Vorstellungen in periodischen Abständen erscheinen und das historischen, allgemeinwissenschaftlichen, künstlerischen und naturwissenschaftlichen Themen im Rahmen der Stadt und ihres Umlandes offenstehen soll, wünschen wir die Beachtung der Öffentlichkeit und den Erfolg, der uns ermutigen wird, mit weiteren Jahrgängen des Jahrbuches fortzufahren...« (S. 8).

So bietet denn dieses Jahrbuch fünfzehn Aufsätze über Themen, die nicht nur von lokalem Interesse sein dürften, sondern auch allgemein Wissenswertes bieten: Fritz Sauter: »Der geologische Aufbau der Schwäbischen Alb«, ders. »Kleine Geologie um Aalen«, Karlheinz Bauer: »Aalen – Stadt und Landschaft in der Geschichte«, Kurt Gärtner: »Das Stadtratsgedicht Heinrichs von Rang«, Hermann Baumhauer: »Der Wasseralfinger Altar von Martin Schaffner«, Hermann Plickert/Otto Haug: »Die ersten evangelischen Geistlichen der Reichsstadt Aalen«; Bernhard Hildebrand: »Ein Konterfei der freien Reichsstadt Aalen?«, Zur Problematik der Darstellung des Stadtbildes auf den Tontafeln der St.-Johann-Kapelle; Ernst Häußinger: »Die Musikpflege in der freien Reichsstadt Aalen«; Wilhelm Koch: »Johann Gottfried Pahl – Ein Sohn der Stadt Aalen«; Bernhard Hildebrand: »Josua de valle concordiae vulgo Kocherthal«, Die Schicksale des Josua Harrsch aus Aalen-Fachsenfeld; Eugen Hafner: »Napoleon war doch in Aalen«, Belege in der Auseinandersetzung mit einer Anti-Legende; Bernhard Hildebrand: »Die Hochzeitsverehrung des Oberamts Aalen für Kronprinz Wilhelm von Württemberg«; Bernhard Hildebrand: »Ein Stundenstein erzählt seine Geschichte«; Konrad Theiss: »Der Wirtschaftsraum Aalen«; Ulrich Pfeifle: »Die Flächenstadt Aalen – Chancen und Probleme«.

Für unsere Zeitschrift »Die Alte Stadt« wichtig dürfte der Beitrag von Oberbürgermeister Pfeifle sein. Er gipfelt in dem Bekenntnis: »Als Oberziele gelten die langfristige Sicherstellung der Regenerationsfähigkeit des Landschaftshaushalts, die Berücksichtigung natürlicher Standortqualitäten für Landnutzungsformen, der Ausbau geeigneter Teile der Landschaft für die Erholung sowie die Wahrung der ästhetischen Werte und der besonderen Eigenart des Landschaftsbildes. Unsere Landschaft ist ein unersetzbares Kapital. Das Streben nach dem Oberzentrum darf nicht dazu führen, daß Verhältnisse wie im mittleren Neckarraum angestrebt werden, wo die Landschaft systematisch zerstört wurde...« (S. 203). Zu dieser Grundsatzerklärung und den weiteren Ausführungen hätte man sich einige Pläne gewünscht, doch kann der erste Band dieses Jahrbuches noch nicht alles bieten. Nach diesem verheißungsvollen Anfang ist zu erwarten, daß

der jetzt schon bemerkenswert hohe Standard gehalten und vielleicht auch vervollkommnet wird.

Berlin Friedrich Mielke

WILHELM GLÄSSNER, *Waiblingen in Chroniken des 16. Jahrhunderts: David Wolleber, Jakob Frischlin, Martin Crusius (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Waiblingen H. 1). Waiblingen: Stadtarchiv 1978. 127 S., 21 Abb., DM 12,80.*

Wilhelm Glässner, ehrenamtlicher Leiter des Stadtarchivs Waiblingen, eröffnet mit dem Werk »Waiblingen in Chroniken des 16. Jahrhunderts« eine neue selbständige Reihe, in der das Stadtarchiv Quellen zur Geschichte Waiblingens in zwangloser Folge herausgeben und damit die vom Heimatverein Waiblingen e.V. – Geschichts- und Altertumsverein – betreute Reihe »Waiblingen in Vergangenheit und Gegenwart« ergänzen will, die für neuere Darstellungen bestimmt ist.

Wie durch den Untertitel »David Wolleber, Jakob Frischlin, Martin Crusius« zusätzlich unterstrichen wird, gilt der Band der chronikalischen Überlieferung Waiblingens aus dem ausgehenden 16. Jahrhundert. Die bisher ungedruckte »Historia wahrhafftige Beschreibung der fürstlichen uhralten Statt Weiblingen« David Wollebers ist dessen »Chorographia« entnommen, auch Jakob Frischlins »Von der fürstlichen Wirttenbergischen Statt Weiblingen« ist Teil eines größeren »Landbuchs« und zudem in mehreren, leicht variierenden Fassungen aus der Zeit zwischen 1589 bis 1622 erhalten. Die 1595/96 lateinisch abgefaßten, 1733 von Johann Jakob Moser deutsch unter dem Titel »Schwäbische Chronik« veröffentlichten »Annales Sueviae« von Martin Crusius enthalten dagegen keine geschlossene Schilderung Waiblingens, sondern über das Werk zerstreute Einzelbemerkungen, was auch für die im Anhang beigefügten Berichte von Crusius über Jakob Andreä, den aus Waiblingen stammenden Kanzler der Universität Tübingen, gilt.

Um die gebotenen Texte leicht vergleichen zu können, sind die einzelnen, mit Überschriften versehenen Abschnitte nach den drei Verfassern getrennt durchgezählt; in den Anmerkungen wird dann auf die jeweils korrespondierenden Textstellen der beiden anderen Autoren verwiesen sowie die etwas späteren, ebenfalls bisher noch ungedruckten Aufzeichnungen von Johann Georg Waltz und Wolfgang Zacher, die für Waiblingen von Bedeutung sind. Bei Crusius wird zudem noch die Durchzählung nach der lateinischen und der deutschen Ausgabe angegeben. Darüber hinaus finden sich in den Anmerkungen hauptsächlich zu Crusius – und zuweilen in eckiger Klammer auch im Text – sachliche Ergänzungen und Berichtigungen.

So ist ein in sich abgerundetes Quellenlesebuch entstanden, das mit dem Geschlecht der »Waiblinger« auch über den engeren Bereich der Stadt hinausgreift. Um einen möglichst großen, historisch interessierten Leserkreis anzusprechen, sind die Texte des 16. bzw. 18. Jahrhunderts in die heutige Hochsprache umgesetzt, wenn auch unter sorgfältiger Anlehnung an den vorgegebenen Wortlaut. Hier wären auch andere Lösungen denkbar gewesen, so etwa der Abdruck des Urtextes, verbunden mit einer ausführlicheren Kommentierung heute nicht mehr oder in anderem Sinn gebrauchter Ausdrücke und Wortformen. Dies hätte aber die Lesbarkeit für das breitere Publikum erschwert, allerdings der Forschung die unmittelbare Benutzung erleichtert.

Die umfassende Einleitung stellt nicht nur die drei Chronisten Wolleber, Frischlin und Crusius vor, sondern zeigt sie auch im Gesamtzusammenhang der Historiographie im Württemberg des ausgehenden 16. Jahrhunderts, die auf der einen Seite noch heute verlorene Quellen heranziehen konnte, andererseits durch ihre unkritische Reflexion für die heutige Wissenschaft nur noch von sehr bedingtem Wert sein kann. Die in dem als »Register« bezeichneten Anhang erwähnten Namen beziehen sich nicht unmittelbar auf den Text, sondern bilden Listen der Träger öffentlicher Ämter sowie überhaupt der Waiblinger Bürger bis 1600, die der Bearbeiter in den verschiedensten anderweitigen Quellen ermitteln konnte. Zeitgenössische Abbildungen des Waiblinger Wappens bzw. Siegels, von Epitaphien, Ausschnitte der Gadnerschen Forstkarte von 1593 u. a. lockern die Texte auf und ergänzen sie. Eine Übersicht über die eingesehenen Quellen und deren Lagerort sowie die vor allem für die Einleitung benutzte Literatur geben die willkommene Möglichkeit, tiefer in den Stoff einzudringen, sei es speziell bezüglich Waiblingens, sei es mehr allgemein in bezug auf Geschichtsauffassung und Geschichtsschreibung im 16. Jahrhundert.

Esslingen Günter Cordes

FRANK WERNER *(Einführung), Neues Wohnen in alten Häusern. 160 S., 353 Abb., davon 25 in Farbe, 25 × 29 cm. Verlag Gerd Hatje, Stuttgart 1981, Ln. 68,– DM.*

Ähnlich wie in »Alte Bauten neu genutzt« beschäftigt sich das vorliegende Buch mit vorbildlichen Sanierungen historischer Gebäude, die anhand von Texten, Grundrissen und Abbildungen vorgestellt werden. Doch das Thema ist enger, der Rahmen weiter gesteckt. Es sind ausschließlich Wohnnutzungen, denen das Interesse gilt. Die für Wohnzwecke um- und ausgebauten Gebäude stehen in Europa und in den USA. Sie dienten früher schon dem Wohnen oder waren ursprünglich als Scheune, als Bauernhaus, Remise, Orangerie, Dorfschule oder Lagerhaus errichtet worden. Wieder einmal erweist sich, daß nahezu jedes Gebäude, jedes Dach über dem Kopf auch als Behausung geeignet sein kann, daß es keine anpassungsfähigere Nutzung für vorgegebene Architekturen gibt als das menschliche Wohnen. Es erweist sich aber auch, daß enggefaßte Rahmenbedingungen, wie sie ein altes, oft denkmalgeschütztes Gemäuer vorgibt, die Architekten zu phantasievollen Gestaltungsleistungen animieren, wie sie beim Bauen auf der grünen Wiese selten zustande kommen. Was den Umgang mit historischer Bausubstanz so interessant macht, und diesen Aspekt streift der Vf. in seiner Einführung, ist das Spiel des Architekten mit den einstigen Nutzungen und Bedeutungen. Patentrezepte wird es keine geben können. Behandelt man das Gebäude streng konservatorisch? Oder gibt man den Erfordernissen der neuen Nutzung erste Priorität? Beläßt man den älteren Bauteilen ihre Bedeutung und Funktion? Oder putzt man sie ästhetisierend heraus, um nur ihre dekorative Erscheinung nutzbringend einzusetzen? Die denkmalpflegerischen Grundfragen stehen hier wieder zur Diskussion, und mehr als bei anderen Nutzungen ist beim Wohnen der Betroffene zu befragen. Manch einer wohnt gerne in einer musealen Umgebung, der andere wird mit einer Kelterpresse im Wohnzimmer nichts anfangen können und wird sie lieber auf dem Flohmarkt feilbieten, um sich in seiner umgebauten Kelter richtig wohlfühlen zu können.

Das Buch aus dem Verlag Gerd Hatje präsentiert aber nicht nur eine Sammlung akzeptabler Sanierungsbeispiele, vor allem die architektonischen Qualitäten der gezeigten Entwürfe verdienen das Interesse des Lesers. Unter den beteiligten Architekten sind so bekannte Namen wie Stanley Tigerman, Charles Moore, Robert A. M. Stern, wie Friedrich Wilhelm Kraemer oder Dissing und Weitling (vormals mit Arne Jacobsen). Vielleicht sind die dargestellten Objekte im Durchschnitt etwas zu elitär ausgefallen. Aber auch ein Architekt oder Bauherr, der ein bescheideneres Bauvorhaben realisieren möchte, wird in dem Buch viele verwertbare Anregungen finden können. Würde er lediglich dazu ermuntert, in die eine oder andere Richtung seine Phantasie spielen zu lassen, dann hätte es seinen Zweck schon erfüllt.

Stuttgart Falk Jaeger

Wir liefern sofort!

- **Verfahrensrecht und Praxis der Bauaufsicht**
  Systematische Darstellung des Vollzugs des Planungs- und Bauordnungsrechts
  von **Lothar Baumanns,** Kreisoberverwaltungsrat
  1982. Format DIN A 5. Kartoniert. 528 Seiten. DM 98,–.
  ISBN 3555 00462 X

- **Denkmalrecht Nordrhein-Westfalen**
  Kommentar
  von **Dr. Hans Georg Gahlen,** Ministerialrat, und **Horst Dieter Schönstein,** Oberamtsrat, beide im Ministerium für Landes- und Stadtentwicklung
  1981. Format DIN A 5. Kartoniert. 176 Seiten. DM 44,–.
  ISBN 3555 30190 X

- **Verkehrsberuhigung im Städtebau**
  Praktische Hinweise für Planung und Kommunalpolitik
  von **Dr. Ing. Klaus Schütte,** Ministerialrat im Niedersächsischen Sozialministerium, Oberste Baubehörde, Referent für Bauingenieurwesen im Städtebau
  1982. Format DIN A 5. Kartoniert. 184 Seiten. DM 39,80.
  ISBN 3555 001663

Bitte fordern Sie unseren Katalog „Baurecht" an mit unserem aktuellen Titelangebot zur Raumordnung - Bauplanung - Entwicklungsplanung - Bauaufsicht - Straßenrecht - Wasserrecht Landschaftspflege - Umweltschutz - Grundsteuer - Architektenrecht!

237-9-82

dgv **Deutscher Gemeindeverlag**
Max-Planck-Str. 12 · Postfach 40 01 07
5000 Köln 40 · Telefon 0 22 34 / 106-0

INHALTSVERZEICHNIS

ABHANDLUNGEN

KARL LITZ, Raumgeschichte und ihre historische Erkenntnis 309

GERHARD HENKEL, Siedlungsforschung und Dorferneuerung 323

PETER PIASECKI, Schüler zu Fragen der Denkmalpflege 348

JOCHEN WILKE, Altstadtsanierung: zum Beispiel Karlstadt 361

DIE AUTOREN 374

NOTIZEN 375

BESPRECHUNGEN

Quelleneditionen

Andrea Schorta (Bearb. und Hrsg.), Die Rechtsquellen des Kantons Graubünden. B. Die Statuten der Gerichtsgemeinden (N. GRASS) 378

Landesgeschichte

H. Sturmberger, Land ob der Enns und Österreich. Aufsätze und Vorträge (O. WUTZEL) 379

Frank, Werner, Neues Wohnen in alten Häusern (FALK JAEGER) 383

Stadtgeschichte

K. P. Westrich (Bearb.), Neustadt an der Weinstraße. Beiträge zur Geschichte einer pfälzischen Stadt (D. REBENTISCH) 380

Karlheinz Bauer (Red.), Aalener Jahrbuch 1978 (FR. MIELKE) 381

Geistesgeschichte

W. Glässner, Waiblingen in Chroniken des 16. Jahrhunderts: David Wolleber, Jakob Frischlin, Martin Crusius (G. CORDES) 382